

Deutsch-amerikanische
Bibliothek.

10. Band.

Novellistisches.

Von

Friedrich Lexow.

Dritter Theil.

New York.
E. Steiger.
1872.

Novellistisches.

Von

Friedrich Lexow.

Dritter Theil:

Vornehm und Gering.

New York.
E. Steiger.
1872.

Satz und Electrotypie von
E. Steiger in New York.

Vornehm und Gering.

Frei nach dem Französischen.

Nachfolgende Erzählung ist, so ungewöhnlich auch ihr Inhalt, auf strenge Wahrheit begründet, und unter Denen, welche früher die auserwählten Kreise von Paris bildeten, befinden sich Viele, welche trotz des Gewandes, in welches der Verfasser die Einzelnheiten kleiden mußte, die handelnden Personen sofort erkennen werden.

Die Chazols gehörten zu den ersten Familien der Provence. Jean, der Held unseres Romans, verlor seine Mutter früh, seinen Vater schon im fünfzehnten Jahre. Er wurde von seinem Onkel mütterlicher Seite, dem Vice-Admiral Montalet, einem Seemann alten Schlages, der seit langer Zeit Wittwer war und sonst keine Angehörigen besaß, adoptirt. Kaum hatte der Knabe den ersten Schmerz über den Tod des Vaters verwunden, als der Onkel ihn bereits mit an Bord nahm. Auf dem Lande erzogen, war Jean gewohnt, auf sich selbst angewiesen zu sein, und sein Herz hing nur an einem Jugendfreunde, seinem Milchbruder Miro, einem naturwüchsigen, kernigen Jungen, der ihm mit unendlicher Liebe und Anhänglichkeit zugethan war. Als eben der Admiral mit seinem Neffen in die Jolle stieg, drängte sich eine Gestalt mit gebräuntem Antlitz, struppigem Haar und in staubigen Kleidern durch die Menge, und mit einem Sprunge war er im Boot, das eben vom Lande stieß. Als Jean seinen Miro erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus und fiel ihm um den Hals. Miro war seinem Vater entlaufen, hatte die weite Tour zu Fuß gemacht und es hungerte ihn zum Erbarmen. Obgleich sonst nicht sentimental, wurde der Admiral doch durch diesen Beweis von Anhänglichkeit gerührt. Jean wollte seinen Kameraden durchaus

nicht wieder von sich lassen. Da Miro jedenfalls einen tüchtigen Matrosen abgeben mußte, wurde, mit Umgehung aller Formalitäten, beschlossen, ihn mitzunehmen, und der Vater durch einige Zeilen benachrichtigt.

Eine lange Fahrt auf einem Admiralschiff ist nicht die schlechteste Schule, welcher ein gebildeter junger Mensch übergeben werden kann. Es ist da eine Menge von Kenntnissen vertreten, wie man sie nicht leicht in kleinem Kreis und engem Raum wieder vereint findet. Da gibt es vollauf zu lernen, von Langeweile kann nicht die Rede sein, und das Meer bildet Die, welche seinen Gefahren trotzen, zu ächten Männern heran. Obgleich ein Sohn der Aristokratie, blieb der junge Graf Chazol streng sittlich, wenn er es auch ebensowenig wie andere Seeleute verschmähte, sich am Lande für die ausgestandenen Entbehrungen zu entschädigen. Er machte sich gut, avancirte rasch, und war in seinem siebenundzwanzigsten Jahre einer der tüchtigsten Officiere der französischen Flotte. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in den chinesischen Gewässern wurde er nach Paris beordert, um dem Ministerium Bericht über gewisse Aufträge zu erstatten, welche ihm anvertraut waren. Als er seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit gelöst und nicht verfehlt hatte, durch seine glänzenden Eigenschaften unter den Standesgenossen sich das ihm gebührende Ansehen zu sichern, ging er auf sein Erbschloß, welches er seit dem Tode des Vaters nicht wieder gesehen, und dort lassen wir ihn selbst seine Erlebnisse an den Commandeur der bei Yakohama stationirten französischen Fregatte, seinen Freund René, erzählen.

Wir Beiden, lieber René, sind, dem Himmel sei's gedankt, wenig romanhaft angelegt. Durch sieben lange Jahre als Sohn des Meeres unter allen Himmelsstrichen erzogen, lasse ich gewiß meine Phantasie nicht leicht gefangen nehmen. Dennoch hat sich hier auf Chazol mein Leben von Anfang an so abenteuerlich gestaltet, daß es mir ist, als wäre ich plötzlich in eine Märchenwelt versetzt, in welcher ich die Rolle des Helden zu spielen hätte. Es hat mich dermaßen verwirrt, daß fast die Fäden meines eigenen Daseins meiner Hand

entschlüpfen; aber ich kenne ja Deine Abneigung gegen Vorreden, und gehe deshalb sofort auf das Thatsächliche über. Was mir zustößt, ich muß es Dir Tag für Tag erzählen, gleich als führte ich das Schiffsjournal, und hoffe, daß es Dir in der Monotonie des Landes der gelben Schönheiten wenigstens zur Zerstreuung gereichen wird. Wann Dir mein Rapport zu Händen kommt, kann ich nicht wissen; aber Nichts soll Dir vorenthalten bleiben. Laß Dir als Einleitung kurz sagen, daß wir hier bereits in voller Arbeit sind, daß Chazol bald seinen früheren Glanz wieder erlangt haben und bereit sein wird, Dich bei Deiner Heimkehr würdig zu empfangen, falls ich nicht etwa mittlerweile selbst das Land wieder verlassen muß. Und damit sei's genug von Geschäften.

Vor drei Tagen wurde ich durch Hörnerschall geweckt. Zwei von meinen Jägerburschen übten sich im Blasen, und obgleich es nicht gerade eine himmlische Harmonie war, ließ ich mir's doch gern gefallen, auf diese Weise den Federn entrissen zu werden. Da ich nicht recht wußte, was ich bis zum Frühstück beginnen sollte, nahm ich die Flinte auf die Schulter und ging in den Wald.

Lieber René, hat man auch alle Herrlichkeiten der Tropenwelt gesehen, und hat man auch geschwelgt in den Naturschönheiten Indiens und Java's, so wird man doch eigenthümlich berührt durch den lange entbehrten Anblick des heimischen Bodens. Wie oft sah ich aus der Ferne unsere Provence wie durch einen Zauberspiegel; wie häufig schien es mir, als gebe es nirgends einen so geheimnißvollen Waldesschatten, so malerische Schlösser, so liebliche Hügel, so üppige Thäler, wie an unserer schäumend dahinbrausenden Durance. Du kannst Dir deshalb meine Stimmung vorstellen, wenn ich Dir sage, daß es der erste Ausflug auf meinen Besitzungen war. Ueberall traten mir, wie ich so allein dahinstrich, liebe Erinnerungen entgegen, und so sehr hing ich denselben nach, daß ich des Weges nicht achtete. Wie herrlich, wenn Alles in den Zweigen erwacht, wenn die vom Winde durchrauschten Blätter ihre Thauperlen über den Wanderer ausschütten! So gelangte ich an eine Felsengruppe, welche in ihrer Wildheit an eine Landschaft Salvator Rosa's erinnert. Mit tiefen Zügen die reine Luft einsaugend, schwelgte ich im Vollgenuß der Freiheit und des vollständigen Besitzes seiner selbst, welches nur die Einsamkeit in uns

weckt. Mein Jagdhund durchstöberte dienstbeflissen das Gebüsch, aber ich dachte nicht ans Jagen. So irrte ich aufs Gerathewohl umher, und wurde endlich gewahr, daß ich mich verirrt. Seit einer Stunde war ich in der Wildniß keiner Menschenseele begegnet. Nach meiner Berechnung mußte ich über zwei Stunden vom Schlosse entfernt sein. Da schon der Hunger sich einstellte, wurde die Situation einigermaßen kritisch, und angenehm war es mir deshalb, einige schlanke Ziegen zu erblicken, welche, Kräuter suchend, am Rande der Schlucht herumkletterten. Da konnte der Hirt nicht fern sein, und wohlgemuth klomm ich an wilden Sträuchern empor. Als ich eben den Rand des Kammes erreicht, sah ich zehn Schritte von mir ein wunderlich gekleidetes Mädchen, dessen eigenthümliche Erscheinung mich überraschte. Das Haar floß ihr über die Schultern herab und die Stirn hatte sie mit einem Kranz wilder Rosen geschmückt. Ueber das Bassin einer Quelle geneigt, spiegelte sie sich im Wasser und plauderte mit ihrem eigenen Bilde. Bei meinem Anblick fuhr sie erschreckt auf, stand mir halb lachend und halb verwundert gegenüber, und schaute mir alsdann mit der fast herausfordernden Zuversicht ins Auge, welche unseren hübschen Provençalinnen eigenthümlich ist. Du weißt, leicht lasse ich mir nicht imponiren, aber dennoch mußte ich den vollendeten Schönheitstypus bewundern, welcher noch durch eine gewisse wilde Anmuth gehoben wurde.

„Wie Sie mich erschreckt haben!" sagte sie endlich, nahm rasch den Kranz ab und brachte ihr Haar wieder in Ordnung.

„Auf mich warteten Sie wol nicht, als Sie sich so schön machten," bemerkte ich lachend.

„Nein, gewiß nicht, ich dachte an einen Andern."

„Vermuthlich an Ihren Liebsten."

„Vielleicht," erwiderte sie mit einem Lächeln, welches die helle Perlenweiße ihrer Zähne durch granatrothe Lippen zum Vorschein kommen ließ, und lief alsdann ihren durch mich verscheuchten Ziegen nach. Ich rief sie zurück und fragte nach dem Wege nach Chazol.

„Das ist weit von hier," erwiderte sie, „und führe ich Sie nicht nach dem Kreuze des heiligen Hieronymus, so werden Sie noch in mehreren Stunden nicht dorthin gelangen."

Ich bot ihr Geld für ihre Mühe; sie wies es mit einfacher Würde zurück, und als sie ihre Ziegen angebunden, ging sie voran, indem sie mich aufforderte, ihr zu folgen.

Die bizarre Anmuth dieses Mädchens hatte für mich einen solchen Reiz, daß ich mich gedrungen fühlte, sie aufmerksam zu betrachten und gewissermaßen zu studiren. Sie war das seltsamste Gemisch von Kühnheit und wilder Scheu. Ihre schwarzen Augen namentlich, die sie dann und wann mir zuwendete, zeigten bald einen schwermüthig weichen Ausdruck, bald schossen jähe Blitze wie aus dunklem Gewitterhimmel aus ihnen hervor. Alle ihre Bewegungen machten einen unbeschreiblich harmonischen Eindruck, und ihr kindliches Geplauder war mir um so reizender, als meine kleine Ziegenhirtin keineswegs den Accent der Gegend hatte, sondern sich in fast gewählter Sprache ausdrückte.

„Sind Sie nicht von hier?“ fragte ich.

„Ei freilich. Mein Vater war Schullehrer, und so mag es wol kommen, daß ich etwas anders spreche als die Anderen.“

Ich schoß im Vorübergehen einige Krammetsvögel und schenkte sie ihr. Daran hatte sie solche Freude, daß ich mir's jetzt ernstlich angelegen sein ließ, die Beute zu vermehren. Bei jedem glücklichen Schuß jubelte sie laut auf. Nach und nach erfuhr ich, daß sie Viergie heiße, und in der Nähe von Severol wohne. So kamen wir plaudernd und jagend zum Kreuze, von wo ein gerader Waldweg zum Schlosse führt. Im Augenblick als ich sie verließ, flog ein prächtiges Birkhuhn über den Weg. Ich schoß ohne zu zielen, und fehlte. Ein schlechter Waidmann hätte ich sein müssen, wenn ich meinem Wilde nicht gefolgt wäre, als ich mich plötzlich, durch ein Gebüsch brechend, einem Wildhüter gegenüber sah, der mich arretiren wollte. In der Ueberzeugung, daß es einer von meinen eigenen Leuten sei, nannte ich mich und wollte an ihm vorbeigehen, als der Bursche mich am Kragen packte. Bei dieser unerwarteten Berührung stieg mir das Blut zu Kopfe; ich schleuderte den Bengel von mir, gab ihm einen derben Verweis und wiederholte meinen Namen. Aber kaum stand er wieder auf den Füßen, als er die Flinte anlegte und mir drohte, Feuer zu geben, falls ich mich von der Stelle rühre. Du weißt, welche Wirkung solche Argumente auf mich hervorbringen. Mit e i n e m Satz sprang ich

auf den Mann zu, mit einem Griff entriß ich ihm die Flinte. Dabei ging der Schuß los, und ich hörte einen Schrei.

Erschreckt wendete ich mich um. Das Mädchen war verschwunden, durch das Dickicht entflohen. Fürchtend, daß sie verwundet sei, wollte ich ihr nacheilen, als plötzlich an der Krümmung des Weges Reiter zum Vorschein kamen, und eine Frauenstimme dem Wildhüter zurief: „Was gibt's, Catien?“

Betroffen blieb ich stehen, als ich eine junge Amazone erblickte, welche mit der fliehenden Hirtin eine so frappante Aehnlichkeit hatte, daß man dabei an den Zauberstab einer Fee hätte denken können. Sie war desselben Alters, ihre Züge trugen dasselbe Gepräge antiker Reinheit, ihr Teint hatte dieselbe weiche Blässe, welche man dem Weiß der Lilie vergleichen kann. Einige braune Locken, welche unter dem Hütchen hervorquollen, spielten auf ihrer Stirn. Das Köpfchen mit anmuthsvoller Hoheit zurückwerfend, hielt sie dieselben großen, schwarzen Augen, deren Tiefe mich bei ihrem Ebenbild überrascht, auf mich gerichtet, und die zusammengezogenen Brauen verliehen ihr auf reizende Weise den Anstrich einer erzürnten Prinzessin. Neben ihr hielt auf einem schwarzen Pony ein Knabe von neun oder zehn Jahren, und hinter ihr ein Mann, den ich für ihren Stallmeister halten mußte.

Etwas beschämt durch den Umstand, von der jungen Waldgöttin bei einem so wenig ruhmvollen Kampfe überrascht zu sein, machte ich eine Verbeugung, von der sie kaum Notiz nahm.

„Was gibt's hier, Catien?“ wiederholte sie.

Der Wildhüter, welcher sich jetzt unterstützt sah, fand seine anfängliche Arroganz wieder.

„Gnädiges Fräulein, dieser Mensch trieb Wilddieberei auf Ihrem Jagdgebiet, und vergriff sich frevelhaft an mir, als ich ihn pflichtschuldigst arretiren wollte.“

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte ich. „Ich habe mich nur vertheidigt.“

„Auf die Gefahr, uns zu erschießen, mein Herr,“ entgegnete die junge Amazone; „da sehen Sie, was Sie beinahe angerichtet hätten!“

Damit schüttelte sie ihr Reitkleid, und ich sah einige Schrotkörner auf den Boden fallen.

„Gerechter Gott!“ rief ich erschrocken; „sind Sie verletzt, mein Fräulein?“

„Nein, dem Himmel sei's gedankt. Ihr Verdienst ist es sicherlich nicht.“

Schmerzlich bewegt, suchte ich mich zu entschuldigen. An meiner Sprache und den Erklärungen, welche ich ihr gab, erkannte sie sehr bald, daß sie's wenigstens nicht mit einem gewöhnlichen Wilddieb, sondern mit einem Manne zu thun habe, der einige Lebensart besitze, und der Ausdruck ihres Gesichtes wurde milder. Ich endete meine Rede mit der Erklärung, daß ich bereit sei, mich jeder Strafe zu unterwerfen, die sie mir auferlegen werde, und daß ich keine Ahnung davon gehabt, mich auf ihrem Gebiet zu befinden.

„Davon hatte ich auch keine Ahnung, mein Herr,“ erwiderte sie lächelnd, „und ich weiß in der That nicht, welches Urtheil ich über Sie fällen soll.“

„Geldstrafe und provisorische Confiscation der Flinte, gnädiges Fräulein!“ sagte der Wildhüter, welcher seinen Text auswendig wußte und nicht gesonnen war, auf seinen Vortheil zu verzichten.

„Das ist hart, Catien,“ erwiederte sie, mich mit dem Ausdruck einer zur Gnade geneigten Königin betrachtend.

„Lassen Sie's dabei bleiben, Fräulein. Der Gedanke, daß ich Sie hätte verletzen können, läßt mich meine Schuld zu tief empfinden, als daß ich es wagen dürfte, an Ihre Gnade zu appelliren.“ Und zum Forstwächter gewendet, fuhr ich fort:

„Kommen Sie aufs Schloß Chazol, Freund, und die Geldbuße soll Ihnen entrichtet werden. Was aber die Flinte betrifft, so lasse ich sie Ihnen als Ersatz für die Ihrige, aus der Sie nie wieder einen Schuß feuern werden.“

Mich noch ein Mal entschuldigend, hob ich den Hut und wollte mich entfernen; aber der Blick der jungen Dame bat mich, noch zu verweilen, und zögernd fragte sie:

„Wohnen Sie auf dem Schlosse Chazol, mein Herr?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Ah!“ und auf ihrem Gesicht spiegelte sich eine mir räthselhafte Bewegung. Sie schien zu erwarten, daß ich noch etwas hinzufügen

werde. Ich trat bei Seite, um sie vorbei zu lassen; aber sie zögerte noch immer, und tief erröthend, hub sie an:

„Bitte, noch ein Wort. Da Sie auf Chazol wohnen, werden Sie wol wissen, ob .... ob der Graf .... ob Jean de Chazol bald zurück erwartet wird."

„Er ist schon zurück, Fräulein."

Mit schüchternen, überraschten, verwirrten Blicken, welche die in ihr aufdämmernde Ahnung verriethen, schaute sie mich an und schien ganz außer Fassung zu kommen. So verlegen war sie, daß sie mir leid that, und ich das Bedürfniß empfand, ihr zu Hülfe zu kommen.

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich, vom Privilegium der Nachbarschaft Gebrauch machend, mich Ihnen zu erkennen gebe, in der Hoffnung, Ihnen recht bald auf übliche Weise vorgestellt zu werden."

Wiederum wollte ich mich mit ehrfurchtsvollem Gruß entfernen, als zu meinem maßlosen Erstaunen die Reiterin mir die Hand mit den reizend unbefangen gesprochenen Worten entgegenstreckte: „Guten Tag, Vetter."

Dies Mal war die stumme Verlegenheit auf meiner Seite. Ich glaubte mich verhört zu haben, und konnte kaum den Muth finden, die kleine Hand, welche den Druck der meinigen erwartete, zu ergreifen.

„Ihr Vetter?" stammelte ich, und suchte vergebens im Register entfernter Verwandten nach einer Lösung des Räthsels.

„So sehr, wie der Sohn vom Bruder meiner Mutter es sein kann," antwortete sie, über meine Verlegenheit in ein kindliches Lachen ausbrechend.

René, Du kennst meine Lebensgeschichte, kennst das traurige Drama unserer Familienzwiste. Du kannst Dir also vorstellen, wie mich das unerwartete Zusammentreffen überraschen, und welche Erinnerungen es in mir wecken mußte. Dennoch gelang es mir mit Aufwand aller meiner Selbstbeherrschung, meine Erschütterung hinter einem Lächeln zu verbergen.

„Was, Sie wären —"

„Genoveva de Senozan," erwiderte sie lachend, „welche, gezwungen, sich Ihnen zu nennen, um ihre Kühnheit zu motiviren, Ihnen

keinen Vorwurf daraus machen kann, daß Sie sie nicht erkannt haben, weil sie sich desselben Unrechts schuldig bekennen muß."

„Ist es nicht natürlich, Fräulein? Seit zehn Jahren waren Sie in den Colonien, und ich konnte unmöglich wissen, daß Sie zurückgekehrt seien."

Beim kalten Ton meiner Worte, welcher so schlecht zu ihrer offenen Herzlichkeit paßte, fuhr sie zurück, blickte mich scheu an und kam völlig außer Fassung. Ich wollte die Härte, welche nicht in meiner Absicht gelegen hatte, wieder gut machen, aber sie unterbrach mich.

„Sie haben nicht nöthig, sich zu rechtfertigen," sagte sie, indem ein Schatten von Traurigkeit über ihre Stirn zog. „Ich sehe, ich hatte Unrecht, als ich glaubte, daß wir Freunde sein könnten."

„Mein Fräulein —"

„Genug," unterbrach sie mich, indem sie sich abwendete, um ihre Röthe zu verbergen. „Lassen Sie's dabei bewenden, und verzeihen Sie, daß ich mich geirrt."

Und mit einem kalten Gruß ritt sie davon.

Nun, was sagst Du dazu, René? War das nicht abenteuerlich genug?

So wenig war ich auf die Rückkehr der Familie Senozan vorbereitet, und so fern hatte mir die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit ihr gelegen, daß ich trotz des mir angeborenen oder anerzogenen Stoicismus durch die Begegnung mit meiner Cousine ganz außer Fassung gebracht wurde und im Zustande der tiefsten Verwirrung wieder auf meinem Schloß ankam. Zweifelsohne waren die Zerwürfnisse, welche unsere Familien getrennt hielten, ihr noch unbekannt, wie sie auch mir durch viele Jahre ein Geheimniß gewesen, und der Gedanke, dem unschuldigen Kinde das vom Vater Verschuldete vorzuwerfen, lag mir wahrlich fern; aber dennoch erwachte der instinctive Haß, den ich schon erloschen glaubte, wieder so lebhaft in mir, daß ich mir fast Vorwürfe darüber machte, die Hand meiner schönen Verwandten berührt zu haben. War sie auch an Allem, was vorgefallen, völlig schuldlos, so blieb sie doch die Tochter des unversöhnlichsten Feindes meines Vaters, die Tochter des Mannes, welcher ihn getödtet und mich zur Waise gemacht. Und dennoch war ich beschämt über mein fast schroffes Benehmen gegen sie.

Aus tiefer, nebelhaft verschleierter Ferne erinnerte ich mich traumartig eines Schlosses, in welches man mich nach dem Tode meiner Mutter gebracht. Ich war damals sechs Jahre alt. Vor mir schwebt das Antlitz einer jungen Frau, die ich Tante nannte, und die mich vergebens zu trösten suchte, und daneben die harten Züge eines Mannes, dem zuerst meine Thränen, wie später meine Spiele ein Gegenstand des Aergernisses waren. Kam er, so versteckte ich mich. Dann ist die Kette der Erinnerung plötzlich zerrissen. Es ist mir, als hätte ich lange, lange geschlafen. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich krank und schwach auf unserem Schlosse, und neben meinem Bette saß der Vater, welcher von einer Reise zurückgekehrt war. Wie alle unsere Leute, war auch er schwarz gekleidet. Es folgten lange Tage voll Trauer und Einsamkeit, bis ich der Obhut eines Hofmeisters übergeben wurde. Die Zeit hatte meinen Schmerz ein wenig gemildert; das liebe- und vertrauensvolle Verhältniß, welches zwischen meinem Vater und mir obwaltete, ersetzte mir zum Theil die Zärtlichkeit der Mutter, und so verflossen Jahre voll ungetrübten Glückes, während deren ich die Verwandten nie wiedergesehen. Als mein Vater mich zum ersten Male mit nach Paris nahm, war ich dreizehn Jahre alt. Erst hier wird meine Erinnerung an die Senozans deutlich, und sie knüpft sich an eine schreckliche Scene, welche ich niemals vergessen werde. Wir bewohnten unser Hotel in der Rue de Varennes; bei meinem armen Vater hatte sich bereits die Herzkrankheit ausgebildet, welche ihm jede Gemüthsbewegung gefährlich machte. Eines Tages kündigte er mir an, daß wir meiner Tante, der Gräfin Senozan, einen Besuch abstatten würden. So sorgfältig man mir auch Dinge verheimlichte, von denen Kinder nichts wissen dürfen, hatte ich doch aus hingeworfenen Worten entnommen, daß zwischen den Senozans und uns ein gespanntes Verhältniß obwalte. Aber ich dachte nicht weiter darüber nach, und daß mein Vater mich seiner Schwester vorstellen wollte, fand ich ganz natürlich. Wir gingen zu Fuß nach der Vorstadt St. Honoré. Du kennst das Hotel Senozan, und obgleich ich nur ein Mal seine Schwelle überschritten, werde ich den Eindruck nie vergessen, den der Anblick dieses stolzen Gebäudes auf mich machte. Alles mußte mir imponiren, vom mittelalterlich ausstaffirten Schweizer, der mit seiner Hellebarde an der Thür Wache

hielt, bis zu den Dienern mit ihren reichen Livreen, die wir auf Schritt und Tritt sahen. Dagegen war unser Chazol nur ein sehr bescheidenes Etablissement. Schüchtern folgte ich meinem Vater durch die Reihen von Sälen, mit der Aussicht auf den prachtvollen Garten, welcher sich bis zu dem der Tuilerien erstreckt, bis wir endlich in das Boudoir kamen. Meine Tante saß auf einem Divan. Als wir eintraten, erhob sie sich lebhaft, empfing meinen Vater mit einer Herzlichkeit, welche eine Beimischung von Trauer nicht verbergen konnte, und reichte mir die Hand, die ich, da sie keine Miene machte, mich zu umarmen, einfach küßte. An ihrer tiefen Bewegung erkannte ich jedoch, daß diese Zurückhaltung ihren Grund nicht im Mangel an Herzlichkeit, sondern in der strengen Etikette habe, welche selbst unter den nächsten Verwandten nicht verletzt werden durfte.

„Es ist schön von Dir, daß Du gekommen bist, Guy," sagte sie; „ich danke Dir herzlich dafür. Habe ich doch seit fünf Jahren nichts von Dir gehört."

„Hättest Du mir früher geschrieben," erwiderte mein Vater, „so wäre ich früher zu Dir gekommen, trotz alledem. Du mußt das ja wissen."

„Durfte ich?" entgegnete sie mit einem leisen Seufzer.

Beide waren verlegen.

„Findest Du mich verändert?" hub sie nach einer Weile wieder an.

„Nein, nur vielleicht ein wenig blässer."

„Dein Sohn ist ein allerliebster Junge. — Lernt der junge Herr auch fleißig?" setzte sie, an mich gewendet, hinzu.

Ich antwortete so gut ich konnte. Gewöhnt an die zärtliche Natürlichkeit meines Vaters, übte dieser ceremoniöse Ton einen erkältenden Einfluß auf mich. Dennoch ließ sie ihre Augen lange auf mir ruhen, und es wollte mir scheinen, als würden dieselben feucht.

Mein Vater erkundigte sich nach einigen Personen, deren Namen mir unbekannt waren. Sie gab zerstreute Antworten.

„Und e r?" fragte endlich mein Vater, nach einer ängstlichen Pause.

Es schien mir, als würde sie verwirrt, aber sie faßte sich schnell.

„Du wirst von ihm erwartet," antwortete sie traurig.

Ich fühlte, daß meine Anwesenheit sie genire und sie sich vor mir

nicht offen auszusprechen wagten. Eine schwere Sorge schien sie Beide zu bedrücken. Endlich warf mein Vater ihr einen verstohlenen Blick zu, und gleich darauf sagte er: „Jean muß doch seine Cousine kennen lernen."

„Sie ist im Garten," erwiderte meine Tante; „ich will sie rufen lassen."

Die Cousine kam, und etwas verlegen stand ich einem sechsjährigen, allerliebsten Kinde gegenüber, als man uns nach den Regeln der Etikette einander vorstellte. „Mademoiselle Genoveva de Senozan, Ihre Cousine — der Herr Graf Jean de Chazol, Ihr Cousin." Ein tiefer Knix, eine tiefe Verbeugung, und dann schickte man uns mit der Gouvernante in den Garten. Kaum waren wir dort, als Genoveva fröhlich rief: „Jean, wollen wir spielen?"

„Ja," antwortete ich erfreut. Wir nahmen uns bei der Hand, nnd in voller Carriere ging es jauchzend durch die Gänge und Alleen.

Ich weiß nicht, verstrich die Zeit so schnell, oder war sie wirklich so kurz; aber es schien mir, als könnte keine Stunde verflossen sein, als ein Lakai kam und mir sagte, daß mein Vater mich erwarte.

„Jetzt schon?" sagte Genoveva mit dem traurigsten Gesichte von der Welt. Ich hatte alles Mögliche zu thun, um nur ihre Thränen zu stillen.

„Morgen kommst du wieder, nicht wahr?„

„Morgen und alle Tage," antwortete ich mit tiefster Ueberzeugung. Als wir eben beim letzten Gebüsch vor dem Hotel angekommen waren, sagte sie: „Komm, küsse mich schnell, bevor wir wieder bei den Andern sind."

Wir küßten uns, und traten in den Salon. Aber da bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Mein Vater war todtenbleich, und zitterte vor Wuth. Meine Tante, der die Thränen über die Wangen rollten, umschlang ihn bittend und flehend.

„Lieber Guy, ich beschwöre Dich!" rief sie unter krampfhaftem Schluchzen.

„Er ist ein elender Schurke!" rief mein Vater.

„Da sind die Kinder — schweige!" sagte meine Tante, indem sie uns bemerkte.

Ich konnte kaum noch eintreten.

„Komm!“ sagte mein Vater und zog mich fort, als wollte er mich einem Fluch, oder sich selbst einem Verbrechen entreißen. Als wir das Hotel hinter uns hatten, rief er einen eben daherrollenden Fiaker an, und hob mich hinein. Er bemerkte den Eindruck, welchen seine Stimmung auf mich machte. „Nichts, nichts!“ sagte er. „Beruhige Dich. Nur ein Gespräch mit ihm!“ Aber kaum hatte er diese Worte hervorgebracht, als er in Ohnmacht sank.

Ich erfuhr später durch meinen Onkel den Inhalt des Gesprächs, in welchem mein Vater als natürlicher Beschützer seiner Schwester die gerechteste Sache gegen einen brutalen, ausschweifenden, in Laster versunkenen Gatten vertheidigte. Durch ihn ist mir die Scene geschildert worden, welche meinen Vater zwang, am Manne seiner Schwester die tödtlichste Beleidigung mit dem Degen zu rächen. Das sind Erinnerungen, die sich nicht verwischen lassen.

Weinend, rathlos, kam ich mit meinem fast sterbenden Vater im Hotel an. Zwei Tage darauf, als ich meiner Gewohnheit nach Morgens in sein Zimmer trat, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß er bereits ausgegangen sei. Die Verlegenheit und Unruhe der Dienerschaft flößte mir die Ahnung eines Unglücks ein. Eine halbe Stunde darauf kam er in Gesellschaft zweier Freunde zurück. Ich merkte, daß er sich geschlagen, aber verwundet war er nicht.

Ich erinnere mich des Aufsehens, welches dies Duell in der Pariser Gesellschaft machte. So vorsichtig man auch mir gegenüber war, fiel mir doch eine Zeitung in die Hände, aus der ich mir die Einzelheiten zusammensetzte. Es wurde darin erwähnt, daß ein Duell mit dem Degen zwischen M. G. v. C. und M. v. S., seinem Schwager, Beide den Kreisen der höchsten Aristokratie angehörend, stattgefunden habe. Aus den Andeutungen mußte ich schließen, daß der Letztere schwer verwundet sei, und natürlich „verlor man sich in Muthmaßungen über den Grund dieses tragischen Ereignisses“. Auf dieselbe Weise erfuhr ich noch mehr. Was könnte dem Scharfblick Derer entgehen, denen die Pflicht obliegt, das Publicum mit einem möglichst pikanten Unterhaltungsstoff zu versehen? Verblümt wurde hingedeutet auf häusliche Zerwürfnisse, auf sträfliche Verbindungen unter dem Dach des Hauses, welches nur das reinste eheliche Verhältniß hätte schauen sollen. Während einer Woche bildete dies Ereigniß den

Hauptgegenstand der Unterhaltung, bis es durch ein anderes in den Hintergrund gedrängt wurde, zumal da die Wunde des Marquis sich nicht als tödtlich erwies. Für meinen Vater aber sollte die Sache einen desto traurigeren Ausgang nehmen. Den heftigen Gemüthserschütterungen war er nicht gewachsen; sein Herzleiden nahm eine Form an, welche bald jede Hoffnung ausschloß. Noch durch sechs Monate siechte er so hin, und dann starb er. Auch der Marquis hatte mehrere Wochen zwischen Leben und Tod geschwebt, war aber durch die unermüdliche Sorgfalt seiner Frau, welche nicht von seinem Lager wich, gerettet worden. Später erfuhr ich, daß er nach Martinique gegangen, wo er dem Gerücht nach eine Erbschaft von fabelhaftem Belauf antreten sollte, und bis zu dem Augenblick, in welchem ich so unerwartet mit meiner Cousine zusammentraf, hatte ich nie wieder etwas von der Familie des Mannes gehört, den ich als den Mörder meines Vaters betrachten mußte. Mit einer Art von Entsetzen vertiefte ich mich jetzt in diese Erinnerungen, und obgleich die Zeit den Haß des Knaben gemildert, gedachte ich doch lebhaft der Tage, in denen ich keinen größeren Wunsch gekannt hatte, als: ein Mann zu werden um meinen Vater rächen zu können.

Inmitten dieses innern Zwiespalts wurde mir eines Tages der Besuch meines Notars, des Herrn Langlade, gemeldet. Es kam mir der Gedanke, ihn auszuforschen, und so unbefangen wie möglich warf ich die Frage hin, ob der Marquis Senozan sein Schloß Morniere bewohne.

„Ihr Onkel?“ rief er erstaunt. „Wissen Sie denn nicht, daß er seit einem Jahre im Himmel wohnt — vorausgesetzt, daß er von Martinique aus den Weg zu der Behausung der Seligen finden konnte?“

„So ist meine Tante Wittwe? Wissen Sie das gewiß?“

„So gewiß, wie der Notar, welcher die Erbschaft zu ordnen hatte, dergleichen wissen kann. Ueberdies habe ich die Ehre, der Freund Ihrer Tante zu sein, wie ich der Ihres Vaters war.“

Ich erfuhr jetzt, daß seit zwei Monaten meine Tante mit ihrer Tochter nach Frankreich zurückgekehrt sei, daß sie, sehr leidend, den Winter in der Provence zubringen wolle und daß der Dame durch ihn meine bevorstehende Ankunft hinterbracht worden.

Weiter wagte ich in meinen Erkundigungen nicht zu gehen. An

der vorsichtigen Art Langlade's merkte ich sehr bald, daß er sich nicht auf eine Weise in Familienzerwürfnisse mischen wollte, welche seine Neutralität compromittiren könnte. Ueberdies hatte der Tod meines Onkels den alten Zorn vollständig ausgelöscht, und ich erblickte nur noch seine alleinstehende Frau, welche jeden Anspruch auf Schutz und Mitgefühl geltend machen konnte. Wollte der Zufall, daß ich meiner Cousine wieder begegnete, so konnte ich ihr rückhaltslos meine Werthschätzung zeigen, ohne dadurch meiner Würde etwas zu vergeben, und die verwittwete Schwester meines Vaters hatte gewiß ein unbedingtes Recht auf meine Verehrung.

Mit lebhafter Reue gedachte ich jetzt meines Benehmens bei jenem Zusammentreffen im Walde. Es quälte und entsetzte mich der Gedanke, daß sie mich fähig glauben könne, selbst an ihr einen alten Groll auszulassen, welcher keine Berechtigung mehr hatte. Betroffen rief ich mir ihre Worte zurück, und fragte mich, ob sie nicht in mir einen Beschützer erwartet habe. Und was dachte ich sonst noch Alles; weißt Du doch, wie weit die Phantasie zu schweifen vermag, wenn sie einmal aufgeregt ist! Die sonderbare Aehnlichkeit der reichen Erbin mit der Ziegenhirtin bemächtigte sich meiner Einbildungskraft und machte mir viel zu schaffen. Kurz, ich wünschte sehnlichst ein zweites Begegnen mit der schönen Cousine, sei es auch nur um den unvortheilhaften Eindruck zu verwischen, welchen das erste bei ihr zurückgelassen haben mußte. Vollständig von diesem Gedanken beherrscht, ließ ich mein Pferd satteln und galoppirte fort, beseelt von der Hoffnung, sie möglicherweise wieder zu treffen.

Ich sehe Dich lächeln, werther Freund, über das Resultat meiner tiefsinnigen Meditationen, und ich durchschaue Deine Gedanken. Vielleicht hast Du auch Recht. Wer kann sich wol in jeder Lage des Lebens immer ganz klar sein über die Beweggründe, welche seine Handlungen bestimmen? Wäre meine Cousine häßlich wie die Nacht, so wäre vielleicht mein chevaleresker Drang minder lebhaft gewesen. Wir wollen darüber weiter keine Betrachtungen anstellen, und ohne gar zu boshafte Glossen wirst Du mich gefälligst nach dem Ziel meines Rittes begleiten.

Aus verschiedenen Anzeichen glaubte ich schließen zu müssen, daß meine Cousine an jedem Morgen einen solchen Spazierritt mache. Es

war deshalb wahrscheinlich, daß ich, am Kreuz Stellung nehmend, sie bei ihrem Herannahen von weitem erblicken werde. Ich hatte mich bei Zeiten auf den Weg gemacht, band, auf meinem Posten angelangt, mein Pferd an einen Baum und streckte mich auf den Rasen hin.

Lange hatte ich zu warten; aber eine solche Wacht im Walde ist nicht ohne ihren Reiz. Endlich sah ich eine Staubwolke unter Huftritten emporwirbeln, und fünf Minuten darauf war meine Cousine, wie am gestrigen Tage, nur ein paar Schritte von mir entfernt. Als sie mich gewahrte, machte sie eine Geberde der Ueberraschung und erröthete. Mir einen kalten Gruß zunickend, wollte sie ohne Aufenthalt vorüberreiten; aber als ich, mit dem Hut in der Hand, mich ihr nahte, hielt sie die Zügel an, maß mich mit der halb spottenden, halb fragenden Miene, welche ihr so reizend steht, und harrte dessen, was ich ihr zu sagen haben würde.

„Cousinchen," hub ich an, „wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen guten Tag zu sagen?"

Sie zögerte, und sagte dann mit einiger Verlegenheit: „Ich danke dem Zufall, welcher diese Begegnung veranlaßt hat."

„Es war nicht bloßer Zufall, Cousine," antwortete ich, mit einem Gefühl des Bedauerns über ihre Kälte. „Ich wartete auf Sie."

„Sie haben mich erwartet?"

„Ich wollte Sie um Verzeihung bitten wegen meines gestrigen Benehmens, und Ihnen zugleich dafür danken, daß Sie mich aus alter Zeit in Erinnerung behalten haben."

„Das Eine hatte ich schon vergessen, und daß Sie mir Dank schuldig seien, wußte ich nicht."

Nach dem, was vorgefallen, konnte ich nichts Anderes erwarten, und hatte nicht das Recht, mich verletzt zu fühlen. Mir ein Herz fassend, fuhr ich fort:

„Lassen Sie mich aufrichtig sein, Cousine. Ich benahm mich bei unserem gestrigen Zusammentreffen recht albern, und fürchte, daß Sie sich danach einen falschen Begriff über meine Empfindungen gebildet haben. Seitdem habe ich reiflich über die Sache nachgedacht; wollen Sie mir erlauben, Sie zu begleiten und ein wenig mit Ihnen zu plaudern?"

Zögernd blickte sie mich an, und sagte alsdann, mit einer entschlossenen Handbewegung:

„Sie haben Recht; so wird es wol das Beste sein. Kommen Sie!“

Ich band mein Pferd los, sprang in den Sattel und folgte ihr. Nach einigen Minuten ritten wir neben einander an einer Stelle, welche keinen Raum übrig ließ.

„Haben Sie mir etwas mitzutheilen,“ bemerkte sie, als ich noch immer schwieg, „so möchte dies der passendste Ort sein.“

„Erst sagen Sie mir, weßhalb Sie mich nicht mehr, wie gestern, Vetter nennen.“

„Habe ich Sie wirklich so genannt?“ erwiderte sie mit einem leisen Anflug von Ironie. „Da muß ich mich wol übereilt haben.“

„Seien Sie barmherzig, Cousine! Habe ich doch mein Unrecht offen eingestanden!“

„Nun, so sei's denn, Vetter! Und jetzt geben Sie mir gefälligst das Resultat Ihrer Reflexionen.“

„Das läßt sich kurz zusammenfassen, liebe Cousine. Wir sind Geschwisterkinder. Unsere Väter entzweiten sich, als wir noch zu jung waren, um etwas davon zu verstehen. Was sie auch getrennt, wo auch die Schuld gelegen haben mag, für uns darf es nicht existiren. Das Verhältniß, in dem unsere Familien zu einander stehen, mag uns vor der Welt eine gewisse Zurückhaltung auferlegen; aber ich bin Ihnen der nächste Verwandte — es mögen Fälle eintreten, in welchen Sie eines Freundes, eines Bruders bedürfen, und darum, Cousine, dürfen wir einander nicht fremd, nicht kalt gegenüberstehen.“

Während ich sprach, hielt sie das Haupt geneigt, den Blick auf den Weg geheftet, aufmerksam, ernst, als wäge sie jedes meiner Worte ab. Als ich geendet, schien sie Alles zu bedenken und sagte dann:

„Danke, Vetter. Jetzt erkenne ich Sie, und die Reihe, sich wegen Mangels an freundlichem Entgegenkommen zu entschuldigen, ist an mir.“

„Und Sie nehmen meine Freundschaft an?“

„Habe ich die nicht schon längst angenommen?“ erwiderte sie mit sanft vorwurfsvollem Lächeln. „Haben Sie sich mir nicht schon ein Mal, mit heiligem Schwur, als Freund verpflichtet?“

Ich muß gestehen, daß diese offenherzige Appellation an Erinnerungen, welche in meinem Geist fast vollständig erloschen waren, mich tief rührte.

„Erinnern Sie sich wirklich noch —"

„An Alles, das mögen Sie mir glauben; selbst an das Versprechen, mir zu schreiben, sobald ich Geschriebenes lesen könne. Durch das Versprechen angespornt, lernte ich's schnell genug; aber auf Ihren ersten Brief habe ich vergebens gewartet."

„Verzeihen Sie mir, Cousine; ich hatte in jener Zeit einen großen Kummer."

„Jawol," unterbrach sie mich lebhaft, „und ich habe genug um Sie geweint, als meine Mutter mich Trauer anlegen ließ. Ich hatte damals schon Verstand genug, um einzusehen, daß wir jetzt auf längere Zeit getrennt sein würden; aber wir hatten ja einander geschworen, immer Freunde zu bleiben, und ich wußte, daß Sie eines Tages zu mir kommen würden. Sehr traurig wurde ich, als man mir mittheilte, daß der Admiral Sie mit zur See genommen habe; als wir auf Martinique waren, tröstete Marton mich mit der Vorstellung, daß Ihre Fahrt Sie auch dorthin führen werde. Mit jedem französischen Schiff erwartete ich Sie. Es war recht thöricht von mir."

Du kannst Dir vorstellen, René, wie mir zu Muthe wurde.

„Hatten Sie mich wirklich in so treuem Andenken behalten?" erwiderte ich bewegt.

„O, darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden," antwortete sie mit kokettem Lächeln. „Man ist mir dabei vielleicht ein wenig behülflich gewesen, und gestern habe ich ja die Erfahrung gemacht, daß Sie einer so beständigen Freundschaft nicht würdig sind. Wir waren unserer Zwei. Haben Sie auch Marton vergessen?"

„Marton?" wiederholte ich, vergebens in allen Winkeln meines Gedächtnisses nachsuchend.

„Marton, die Kammerfrau Ihrer Mutter, welche Sie erzog bis Sie einen Hofmeister bekamen?"

„Was, wäre es möglich?"

„Sie hat auch mich erzogen, und seit ich's verstehen konnte, erzählte sie mir von meinem Vetter Jean, in dem ich den mir vom Schicksal bestimmten Freund erblickte. Als Sie uns in Paris besuchten, war

sie eben abwesend. Als sie zurückkam und ich ihr erzählte, daß Sie versprochen hätten, mein Bruder zu sein, war sie naiv genug, an die Aufrichtigkeit solcher schönen Betheuerung zu glauben, von welcher, wie ich jetzt sehe, jede Spur Ihrem Gedächtniß entschwunden ist."

„Legen Sie das den Ereignissen zur Last, Cousine."

„Der Zeit lege ich es zur Last, welche wol den geringen Eindruck auslöschen konnte, den das kurze Zusammensein mit einem so unbedeutenden kleinen Wesen auf Sie gemacht. Mir wäre es wol ebenso ergangen, wenn nicht Marton gewesen. Erst vor einem Jahr ist sie gestorben. Sie erhielt Nachricht von Ihnen durch Pascal, den Diener Ihres Onkels, und im Geiste begleiteten wir Sie auf Ihren Reisen. Ich sage Ihnen dies Alles weil auch ich nachgedacht habe, und zu der Einsicht gekommen bin, daß das Aufdrängen einer ungesuchten Freundschaft Ihnen einen sonderbaren Begriff von mir beibringen mußte. Ich bin dadurch, offen gestanden, ein wenig beschämt und selbst betrübt worden, denn muß ich mir doch bekennen, daß die gehoffte Freundschaft nur ein Traumbild meiner Phantasie gewesen, welche ich thörichter Weise für Wirklichkeit gehalten. Aber Sie sind ja doch zuletzt gekommen, und ich danke Ihnen auch für das Wenige."

Sie sagte dies mit einem Anflug sanfter Melancholie, als trauerte sie über eine verlorene Illusion, und ich fühlte mich klein und beschämt neben der Größe dieses kindlichen Vertrauens. Ihre großen, schwarzen Augen, die sie fest und offen auf mich gerichtet hielt, blieben auch nicht ohne Wirkung, und überdies weckte das Ungewöhnliche der Situation, in die ich mich so plötzlich versetzt sah, in mir die eigenthümlichsten Gedanken. Indem ich sie anblickte, konnte ich die Erinnerung an die Ziegenhirtin nicht von mir bannen, immer drängte sich mir die Aehnlichkeit zwischen den Beiden auf; aber einen ganz anderen Zauber übte doch diese keusche, von zarter Anmuth umhauchte Schönheit auf mich aus, welcher gegenüber nur die zarteste und heiligste Empfindung möglich war.

„Darf ich Sie zuweilen wieder treffen?" fragte ich.

„Ich möchte es gern," antwortete sie; „aber dürfen wir's, so lange unsere Familien getrennt bleiben? Würde Ihr Onkel, der Admiral, diese geheime Freundschaft nicht tadeln, und müßte ich mir nicht das Geheimniß gegen meine Mutter zum Vorwurf machen, welche Sie,

wie Sie selbst andeuteten, so wie die Verhältnisse einmal liegen, als Ihre Feindin betrachten müssen?"

„Ich sollte der Feind Ihrer Mutter sein? Wie können Sie das nur glauben!"

„Nein," erwiderte sie lebhaft, „ich glaube es auch nicht. Ich weiß wol, daß Sie im Grunde des Herzens meiner Mutter nicht zürnen können, welche an dem Unglück nicht mehr Schuld trägt als ich. Und müssen wir auch dem Zwange gehorchen, welchen die Convenienz uns auferlegt, so weiß ich doch fortan, daß wir immer Freunde sein werden."

Wir waren am Ende des engen Weges angekommen, und ihr Bruder und der Stallmeister gesellten sich wieder zu uns. Der Anstand forderte, daß ich mich von ihr verabschiedete, zumal da wir schon nahe bei Morniere waren.

„Noch ein Mal meinen Dank," sagte sie, mir die Hand reichend. „Leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl? Ist das Ihr letztes Wort?"

„Vielleicht auf Wiedersehen," erwiderte sie lächelnd. „Wer kann's wissen?"

Ich sehe Dich vor mir, lieber René, wie Du beim Lesen meiner Erzählung Dir lächelnd den Bart streichelst, mit der Miene eines zukünftigen Admirals, welcher schon beim Beginn das Ende kennt und genau weiß, was aus dem Helden werden wird. Auch will ich Dir gern zugestehen, daß bisher meine Erlebnisse sich genau so ausgenommen haben, wie der Anfang eines Liebesabenteuers. Von Rebekka am Brunnen bis zu Gretchen beim Kirchgang, begegnet man einander gerade so, und wird vom zündenden Strahl getroffen. Dennoch muß ich zu meiner Beschämung gestehen, daß ich mein Herz bis jetzt nicht verwundet fühle. Wol könnte sich meine Phantasie keine reizendere Fee mit dem goldenen Zauberzweige, welcher mein schlummerndes Herz wecken sollte, vorstellen. Keineswegs unempfindlich bin ich gegen das Anmuthvolle dieses Abenteuers im Walde, wo die schönste Cousine mir die Hand entgegenstreckt, mich als Vetter begrüßt und mir den Beweis liefert, daß sie mir in Folge einer Begegnung, welche meinem Gedächtniß fast entschwunden, eine liebevolle Pietät bewahrt. Dennoch blieb ich bis jetzt frei, obgleich ich mich, aufrichtig gesagt, gern gefangen nehmen, mich gern in das Joch der Liebe spannen ließe,

dessen süße Last ich bis jetzt nur vom Hörensagen kenne — wenn es allerdings auch meiner Jugend, wie Dir ja bekannt ist, nicht an kleinen galanten Abenteuern und Verhältnissen gefehlt hat. Ich kenne die Liebelei; die eigentliche Liebe aber ist mir bis jetzt noch ein verschlossenes Buch.

Einige Tage später kehrte ich zu Fuß von einem Ausflug zurück. Ich war, wie gewöhnlich, planlos umhergeirrt, weil ich wußte, daß der Lauf der Durance mich immer wieder auf den rechten Weg führen werde. Aber dies Mal hatte mich doch meine Zuversicht getäuscht; ich befand mich plötzlich, als ich schon in der Nähe meines Besitzes zu sein glaubte, in einer mir völlig unbekannten Gegend, einem hohen, stattlichen alten Schlosse gegenüber, welches am jenseitigen Ufer des Flusses lag und von einem prachtvollen Park umgeben war, dessen dichte Waldung das Schloß bis jetzt meinem Blick entzogen haben mußte. Vom Schloß bis zum Flussesrand erstreckte sich ein üppiger, von reizenden Blumenpartieen überstreuter Rasen, und eine herrliche Allee in der Mitte war mit Statuenreihen verziert, welche dem Ganzen zugleich einen malerischen und grandiosen Ausdruck verliehen. Vergebens sann ich darüber nach, wem wol das Schloß gehören möge, als ich vor der Thür eines von dichtem Gebüsch eingerahmten Häuschens eine Frau gewahrte, welche mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken schien. Ich trat auf sie zu mit der Frage nach dem Namen des Schlosses und seines Besitzers, und nicht gering war mein Erstaunen, als sie mit einer Bewegung des Entsetzens und zornfunkelnden Augen mir zurief:

„Fort! Das ist das Haus des Fluchs!“

Fast erschrocken, trat ich einen Schritt zurück. Die zu mir gesprochen, war eine Frau von etwa vierzig Jahren, bleich und hager, deren wetterbraune Züge aber noch Spuren früherer Schönheit zeigten, welche in eigenthümlichem Contrast zu der dürftigen, aber in fast eleganter Draperie getragenen Kleidung standen. Was mich besonders an ihr frappirte, war eine düstere Gluth, die in ihren Augen loderte und mich an die Zigeuner in Spaniens Gebirgen erinnerte. — Während ich diese Betrachtungen anstellte, stand sie unbeweglich, hoch aufgerichtet mir gegenüber, und blickte mich fest und zuversichtlich an, gleich als sei sie sich des Eindrucks, den sie auf mich machte, gar wohl

bewußt. Die Neugier veranlaßte mich zur Wiederholung meiner Frage, ohne ihr eine Antwort zu entlocken, als auf der Schwelle ein Mädchen erschien, in der ich sofort Viergie erkannte. „Es ist das Schloß Morniere, mein Herr!“ sagte sie.

„Sei still, Faullenzerin, und pack Dich fort!“ rief die Frau.

Und das Wort durch die That bekräftigend, stieß sie sie ins Haus und wendete mir den Rücken zu.

Nicht aufs Angenehmste berührt durch den häßlichen Namen, welchen die Frau der Besitzung meiner schönen Cousine beigelegt, betrachtete ich nachdenklich den Schauplatz eines der wichtigsten Erlebnisse meiner Kindheit, dessen Bild meinem Gedächtniß so völlig entschwunden war, als ich ein Kind in Begleitung einer Frau die Allee herabkommen sah. Trotz der Entfernung erkannte ich sofort meinen kleinen Vetter, und die Begleiterin mußte wol seine Gouvernante sein. Sie setzten sich mir gegenüber ans Ufer und warfen Angelruthen aus. Ich zog den Hut über die Stirn, um nicht von dem Knaben erkannt zu werden; dann fiel mir ein, daß möglicherweise meine Cousine sich zu ihnen gesellen könne, und ich entfernte mich, um nicht in einem Act der Neugier ertappt zu werden, welcher als Spionage hätte ausgelegt werden können. Aber noch hatte ich keine hundert Schritt zurückgelegt, als ich einen durchdringenden Schrei vernahm, und alsbald den Ruf: „Zur Hülfe! Zur Hülfe!“ ertönte.

Ich eilte zurück und sah die Gouvernante allein am Ufer stehen. Sie war außer sich, schrie und rang die Hände, während unten das Kind mit dem Strom kämpfte. Fast in demselben Augenblick sah ich eine Gestalt durch das Gebüsch brechen und sich ins Wasser stürzen, während die Frau, die mich so unhöflich abgefertigt, mit dem Ruf ans Ufer lief: „Ein Boot! Ein Boot!“

Aber zum Lösen eines Bootes war keine Zeit mehr zu verlieren, und so schnell ich konnte, eilte ich zur Hülfe herbei. Als ich das Ufer erreichte, sah ich Viergie mit dem Strome ringen. Sie hatte das Kind gefaßt und näherte sich schon mit ihm dem Ufer, als plötzlich der Kleine in seiner Todesangst ihren Hals mit so krampfhafter Wucht umklammert hielt, daß sie sich nicht mehr helfen konnte.

Mit Einem Sprung war ich im Wasser, und erreichte die Beiden als sie eben am Untergehen waren. Noch eine Minute verzweifelter

Anstrengung, wobei ich aller meiner Geistesgegenwart bedurfte, um nicht mit ihnen fortgerissen zu werden, und wir erreichten das jenseitige Ufer. Das Kind hatte das Bewußtsein verloren; kaum konnte ich seine erstarrten Arme vom Halse Viergie's lösen. Ich legte den Knaben auf den Rasen, beugte mich über ihn und hielt meinen Mund an seine Lippen gepreßt, um ihm Lebensodem einzuhauchen und seine Lungen in Bewegung zu bringen. Noch einige Secunden; das kleine Herz fing an zu schlagen, und er athmete wieder.

Unterdeß war im Schlosse durch einen Gärtner, welcher den Vorgang aus der Ferne gesehen, Allarm geschlagen worden, und die Leute liefen in hellen Haufen herbei. Ich hatte alle meine Autorität aufzubieten, um die Menge abzuwehren, welche sich um uns drängte und staunend das in Lumpen gehüllte Mädchen betrachtete, welches mit eigener Lebensgefahr dem jungen Schloßherrn das Leben gerettet. „Es ist Viergie!“ riefen sie fortwährend.

Plötzlich öffneten sich die Reihen. Meine Cousine Genoveva kam athemlos herbeigeeilt, und unmittelbar hinter ihr folgte meine Tante.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte ich, auf den Knaben deutend, welcher sich weinend der Mutter in die Arme warf.

„Sie sind sein Retter!“ sagte Genoveva bewegt.

„Nein, dies junge Mädchen hat ihn gerettet,“ antwortete ich, auf die Ziegenhirtin weisend, welche triefend, die langen, durchnäßten Haare schwer auf den Schultern klebend, dastand und sich hinter den Leuten verbergen zu wollen schien. Der Stimme ihres Herzens folgend, nahm Genoveva Viergie bei der Hand und führte sie mit warmen Dankesworten vor die Mutter hin. Schon hatte diese gleichfalls die Hand zu Gruß und Segen ausgestreckt, als sie plötzlich mit einer Geberde des Entsetzens innehielt.

„Rühre dies Mädchen nicht an!“ rief sie mit einem solchen Ausdruck von Abscheu und Wuth, daß die Leute instinctiv zurückwichen.

Tiefe Stille folgte. Die arme Viergie stand allein, die Wangen von tiefer Schamröthe bedeckt, inmitten der Gruppe da.

„Es ist doch ein Glück für Sie, Frau Marquise,“ rief eine schrille Stimme dazwischen, „daß dies Mädchen zur Stelle war. Sie würden wol sonst in diesem Augenblick Ihren Sohn zu beweinen haben.“

Wie von einer Viper gebissen, fuhr die Marquise empor.

„Mariasse hier, auf meinem Grund und Boden?“ rief sie, außer sich vor Zorn, als sie die Sprecherin erkannte.

„Ja wohl, Mariasse!“ erwiderte die Frau mit einem imponirenden Stolz, der nicht als Unverschämtheit ausgelegt werden konnte. „Ich denke, wir kennen einander.“

„Fort von hier!“ rief die Marquise mit bebender Stimme. „Der Dienst, den Ihre Tochter mir geleistet, soll Ihnen bezahlt werden!“

„Behaltet Euer Geld!“ entgegnete Mariasse. „Eines Tages sollt Ihr mir Alles bezahlen, und mit etwas Anderem als mit Gold und Silber! Komm, thörichte Dirne! Du siehst jetzt, was dabei herauskommt, einen Senozan zu retten! Geld, Geld, aber: Rühre das Mädchen nicht an!“ Damit zog sie Viergie in das Boot, welches sie herübergeführt.

Stumm, verlegen, hatten die Leute diesem sonderbaren Gespräch zugehört. Als Mariasse sich entfernt, drückte die Marquise den Bauern, welche zur Hülfe herbeigeeilt waren, mit Wärme ihren Dank aus, und befahl, daß Keiner von ihnen vergessen werde. Dann wendete sie sich mit einer Rührung, welche im auffallendsten Contrast zu der Scene stand, deren Zeuge ich soeben gewesen, zu mir.

„Ich danke Ihnen das Leben meines Sohnes, mein Herr. Das heißt: Es gibt für meine Dankbarkeit keine Grenzen!“

Einigermaßen verlegen, wollte ich antworten, als meine Cousine ihr einige Worte ins Ohr flüsterte. Ueberrascht blickte sie mich an und sagte, mir die Hand reichend: „Kommen Sie. So dürfen Sie uns nicht verlassen.“

Nach fünf Minuten befand ich mich in einem Zimmer des Schlosses, wohin der Intendant mir Kleider hatte bringen lassen, es selbst kaum für möglich haltend, daß ich unter diesem Dache weilen könne, und verwirrt durch die merkwürdigen Ereignisse, in deren Mitte ich mich versetzt sah. Sobald ich mich sehen lassen konnte, ging ich hinab. Ein Diener führte mich in einen kleinen Salon und bat mich, dort zu warten, mit dem Hinzufügen, die Marquise sei noch zu angegriffen, um mich schon jetzt empfangen zu können. Ich wollte mich entschuldigen lassen und nach Hause gehen, als meine Cousine mit den Worten eintrat: „Es geht schon besser mit Mama; in einigen Minuten wird sie Sie rufen lassen.“

„Aber wäre es nicht rathsamer, sie nicht noch mehr aufzuregen?“ erwiderte ich, vom dringenden Wunsche beseelt, einer unangenehmen Scene aus dem Wege zu gehen.

„Nein, bitte, bleiben Sie!“ erwiderte sie. „Mama wünscht sehr, Sie zu sehen. Erlauben Sie uns nicht einmal, dankbar zu sein, während Sie Ihr Leben für das meines Bruders einsetzten?“

Ich sah ein, daß es unmöglich sei, mich einer Einladung zu entziehen, welche mir durch den Zwang der Umstände auferlegt war. Kurz darauf wurde ich bei meiner Tante angemeldet. Die Cousine blieb im Boudoir, und so trat ich allein ins Zimmer. Die Marquise lehnte auf einer Chaiselongue. Ihr auffallend verändertes Gesicht trug noch Spuren von Thränen, aber die Ruhe ihrer Züge bewies, daß ihre geistige Kraft die leidenschaftliche Bewegung unterdrückt habe. Sie streckte mir die Hand mit der stolzen Annuth entgegen, welche ich von früher her an ihr kannte. „Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte sie fast liebevoll; „es hätte mich geschmerzt, Sie nicht noch ein Mal begrüßen zu können.“

„Jeder Andere hätte an meiner Stelle dasselbe gethan, und mein Verdienst ist nur ein sehr geringes, da ein armes Mädchen Ihr Kind schon gerettet hatte, als ich hinzukam.“

„Sie haben Recht,“ antwortete sie ohne Verlegenheit, „und ich werde es nicht vergessen. Sie ist ja unschuldig an dem, was die Vergangenheit in ihrem Schooße birgt. Aber ich weiß auch, was ich Ihnen verdanke, und dankbar bin ich der Vorsehung dafür, daß sie den Sohn meines Bruders in solcher Weise mir zugeführt. Wir sind Alle schwer geprüft worden und sehr, sehr unglücklich gewesen,“ setzte sie traurig hinzu.

„Seien Sie überzeugt, Madame,“ erwiderte ich bewegt, „daß kein anderes Gefühl als das der Verehrung für Sie in meinem Herzen wohnt.“

„Ich weiß es,“ antwortete sie lebhaft, „und gerade deshalb wollte ich Sie in einem Augenblick sprechen, da der Dienst, den Sie uns geleistet, uns jede Zurückhaltung verwehrt. Meine Tochter hat mir mitgetheilt, in wie edelmüthiger Weise Sie sich ihr vor einigen Tagen genähert haben, und wahrlich, es hat mich tief gerührt. Hätte nicht

der Zufall Sie zu uns gebracht, so würde ich, unter Anruf unserer Verwandtschaft, Sie um einen Dienst ersucht haben."

„Die Bande, welche uns vereinigen, Madame, würden es mir zur Pflicht gemacht haben, jedem von Ihnen ausgehenden Ruf zu folgen."

Sie blickte mir fest ins Auge, gleich als wolle sie sich von meiner Aufrichtigkeit überzeugen. „Ja, ich kann mich auf Sie verlassen," sagte sie dann. „Meine Hoffnung hat mich nicht getäuscht."

Ihre Art und Weise ergriff mich tief. Einen Augenblick schien sie noch mit sich selbst zu kämpfen; dann hob sie, allen Muth zusammenraffend, an: „Es muß heraus. Wie auffallend es Ihnen auch scheinen mag, ich muß Sie zum Vertrauten meiner geheimsten Beängstigungen machen, damit Sie das würdigen können, was ich von Ihnen erwarte. Ein langer Aufenthalt in den Colonieen hat meine Gesundheit tief zerrüttet. Die Krankheit, welche keinen der Meinigen verschont, läßt mir keine Hoffnung. Meine Kinder haben von väterlicher Seite nur wenige entfernte Verwandte, denen ich mein Vertrauen weder schenken kann, noch will. So bleiben denn nur Sie ihnen übrig. Sie sind das Haupt der Familie und der einzige Träger Ihres Namens. So vernehmen Sie denn, daß ich schon seit unserer Rückkehr, auf den Rath des Herrn Langlade, der mir häufig von Ihnen erzählt, entschlossen war, trotz Ihrer Jugend, Sie in meinem Testament zum Vormund Genoveva's und meines Sohnes zu ernennen."

„Ich sollte der Vormund Ihrer Tochter sein?" rief ich betroffen.

„Genoveva ist erst fünfzehn Jahre alt, und ich muß auf Alles bedacht sein. Ich rechnete darauf, daß das Interesse, welches ihre Verlassenheit Ihnen einflößen mußte, böse Erinnerungen in Ihnen erlöschen werde, und hierin bestärkte mich Alles, was ich durch Herrn Langlade von Ihrem Character gehört. Sie können sich deshalb meine Freude vorstellen, als ich von meiner Tochter erfuhr, wie edel und hochherzig Sie sich ihr genaht. Jetzt, da ich Sie gesehen, sind meine Zweifel vollends geschwunden. Sie wissen nun Alles. Sagen Sie mir, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht, daß Sie den Auftrag, welchen eine Wittwe Ihnen ertheilt, annehmen."

Ich bin von Natur nicht sentimental, René; aber in jedem einfach, ohne Klagen und Thränen, ausgesprochenen Schmerz liegt eine

Kraft, welche die feurigste Beredtsamkeit nicht erreichen kann. Dies Gemisch von Stolz und Ergebenheit in einer köperlich schwachen, kranken Frau, welche mit heroischer Ruhe über ihren vielleicht nahe bevorstehenden Tod sprach, und daneben das fast kindliche Vertrauen, welches mir ohne mein Wissen die höchste Aufgabe zugetheilt hatte, machten auf mich einen tief erschütternden Eindruck.

„Glauben Sie mir jetzt noch keine Antwort geben zu dürfen,“ hub meine Tante wieder an, „so gehen Sie mit sich zu Rathe. Ich darf nicht verlangen, daß Sie in einer so wichtigen Sache die Entscheidung fällen ohne vorher Ihren Onkel zu Rathe gezogen zu haben. Uebrigens wird Herr Langlade Ihnen mittheilen, daß diese Vormundschaft Ihnen keine geschäftlichen Unannehmlichkeiten aufbürden, sondern lediglich eine Appellation an Ihre Großmuth sein wird. Für heute will ich Sie nur noch um das strengste Geheimniß über das bitten, was ich Ihnen hinsichtlich meines Gesundheitszustandes anvertraut habe. Ein unvorsichtiges Wort könnte meiner Tochter die Gefahr enthüllen. Gönnen wir ihr die Sorglosigkeit der Jugend! der Kummer wird sich nur zu bald einstellen.“ Und die Glockenschnur ziehend, fügte sie hinzu: „Ich muß sie rufen. Unsere Unterredung hat schon so lange gedauert, daß es sie beunruhigen könnte.“

Ihren Bruder an der Hand führend, trat Genoveva ins Zimmer. Der Kleine eilte sofort mit ausgestreckten Armen auf mich zu, sprang auf meinen Schooß und umhals'te mich.

„Du sollst mich schwimmen lehren,“ sagte er, „damit ich Dich auch retten kann, wenn ich groß bin.“

Liebevoll blickte die Marquise abwechselnd auf ihre Kinder und auf mich. „Ja wol, mein Junge!“ erwiderte ich. „Ich werde das Meinige thun, um einen Mann aus Dir zu machen. Aber jetzt gib vor allen Dingen der Mama einen Kuß, und dann laufe tüchtig im Freien herum, damit Deine Wangen wieder rosig werden.“

„Aber Du mußt mit mir laufen. Du bist auch dabei, Genoveva, nicht wahr?“

„Heute müssen Sie sich schon unsere Gastfreundschaft gefallen lassen,“ sagte die Marquise, bevor ich antworten konnte. „Gehen Sie mit den Kindern. Ich bin zu müde, um Sie zu begleiten. Nach Tische wird man Sie nach Hause fahren.“

Da mußte ich mich schon ergeben. „Gewinnen Sie nicht meine Mutter schon ein wenig lieb?“ fragte Genoveva, als wir den Garten erreicht hatten.

Als ich wieder daheim war, kam es mir vor als sei ich wochenlang fortgewesen. So viele Ereignisse und Eindrücke hatten sich in die kurzen Stunden zusammengedrängt, daß es mir schwer wurde, darüber zur Klarheit zu gelangen. Ich hatte eine finstre Beschwörung, wie aus dem Munde einer Schicksalsgöttin, gehört, hatte einem Knaben und einem Mädchen das Leben gerettet, einer Dankes- und einer Zornesscene beigewohnt, war auf ein Mal in das engste Verhältniß zu einer Familie getreten, von der ich mich auf immer losgetrennt geglaubt hatte, und zum bestellten Vormund eines schönen jungen Mädchens geworden. Und das Alles war ohne mein Zuthun gekommen; das Schicksal hatte über mich verfügt ohne mir den Schein von freiem Willen zu lassen. Hinter dem Allen aber mußte ein Geheimniß stecken, und zu diesem sollte Langlade mir den Schlüssel geben. — Tags darauf war ich schon zu früher Stunde auf dem Wege nach Aix. Ich machte einen Umweg, um mich nach Viergie zu erkundigen, wobei der Wunsch, Mariasse wieder zu sehen und mir ein Urtheil über diese seltsame Erscheinung zu bilden, nicht wenig ins Gewicht fiel. Beide waren damit beschäftigt, Wäsche auf Seile zu hängen. Als sie meinen Wagen halten sah, kam Mariasse auf mich zu. Aus ihren ersten Worten entnahm ich, daß sie mich für einen Abgesandten der Marquise hielt, und beeilte mich, diesen Irrthum zu beseitigen, indem ich ihr meinen Namen nannte.

„Sind Sie der Sohn des Herrn Guy Chazol?“

Nach dem Ton, in dem sie diese Worte sprach, mußte sie etwas Wichtiges erlebt haben, womit mein Vater in Verbindung gestanden. Ich verspürte wenig Lust, hierüber aufgeklärt zu werden, und fragte, ob der gestrige Vorfall für Viergie, welche schüchtern in der Ferne stand, keine üble Folgen gehabt habe. Nach ihrer beruhigenden Versicherung ließ ich zehn Louisd'or in ihre Hand gleiten, und ging davon, bevor sie sich von ihrem Staunen erholen konnte.

Um neun Uhr trat ich in das Bureau Langlade's. „Ah,“ rief

dieser mir entgegen, „Sie kommen eben recht, denn in Folge eines Briefes, den ich von Senozan empfangen, hätte ich sonst heute zu Ihnen müssen. Daß Sie kommen, nehme ich als gute Vorbedeutung."

„Es ist Alles so plötzlich gekommen, lieber Langlade, daß ich wirklich noch nicht weiß, wie ich mich dabei benehmen soll. Die Familienverhältnisse sind Ihnen besser bekannt als mir, und überdies waren Sie der Freund meines Vaters. Bitte, geben Sie mir Ihren Rath."

„Es handelt sich hier nicht um Geschäfte," erwiderte er, „sondern einfach um eine Schicklichkeits- und Gefühlssache. Die Angelegenheiten der Frau Senozan sind glücklicherweise so wenig verwickelt, daß der Vormund nicht die mindeste Schwierigkeit zu gewärtigen hat. Es fragt sich also nur, ob irgend eine Familien-Rücksicht, irgend ein Gefühl Sie davon abhält, das Ehrenamt zu übernehmen."

„Noch ein Mal, Sie waren der Freund meines Vaters. Was rathen Sie mir als solcher?"

„Ich würde mich gewundert haben, wäre der Graf Chazol mit dem Marquis Senozan in Verbindung getreten; ebenso sehr würde ich mich aber wundern, wenn er der Schwester seines Vaters die Bitte abschlüge, der Beschützer ihrer verwais'ten Kinder zu sein, und täusche ich mich nicht sehr, so fassen Sie die Sache ebenso auf."

„Ist die Marquise wirklich in Gefahr?"

„In der größten. Sie hat dasselbe Herzübel, welches den Tod Ihres Vaters herbeiführte und dem Ihre Großmutter gleichfalls erlegen ist. Das ist ein trauriges Erbtheil, welches nur wenig Illusion übrig läßt."

„Aber wie kann ein Mann meines Alters Vormund eines sechszehnjährigen Mädchens sein?"

„Ist das denn etwas so Schreckliches?" erwiderte er lachend. „Allerdings könnte Ihnen die Mission unter Umständen bedenklich erscheinen, aber wir haben Ihre Verlegenheit vorhergesehen und schon ein Kloster ausgesucht, in dem Ihr Mündel ein Unterkommen finden kann. Bei Lichte betrachtet, konnte die Wahl der Marquise füglich keinen Andern treffen, denn Sie sind ja der einzige Verwandte, der ihr geblieben. Sie sagte sich, daß unter dem Schutz eines Mannes von Ihrem Cha-

racter die Kinder wenig von den Feinden zu fürchten haben würden, die Senozan selbst unter den Seinigen zurückgelassen."

„War er denn so verhaßt?"

„Viele Jahre sind darüber hingeflossen, aber es gibt Leute, die ein gar langes Gedächtniß haben."

Bei diesen Worten dachte ich an die Scene im Park, und fragte Langlade, was er von Mariasse wisse.

„So wissen Sie nicht, wer die erste Ursache der Zerwürfnisse war, welche Ihre Familie zerrissen?"

„Was — diese Hexe?"

„Lassen Sie es nur gut sein; sie war nicht immer so wild und unliebenswürdig wie sie jetzt ist. Vor zwanzig Jahren verdrehte sie mehr als Einem den Kopf, und machte selbst auf ganz vernünftige Leute einen gewaltigen Eindruck. Und wie ohnmächtig und verlassen sie auch scheint, hat doch Ihr Vater mehr als ein Mal Ursache gehabt, Rücksicht auf sie zu nehmen."

„Ist das eine Geschichte, die ich nicht kennen darf?"

„Im Gegentheil, Sie müssen sie kennen, wenn es mir auch lieb gewesen wäre, ein Anderer hätte sie Ihnen erzählt. Da es sich aber einmal gefügt, so sei's."

Langlade erzählte mir nun Folgendes. Vor ungefähr dreißig Jahren wurde eines Morgens in der Nähe von Severol ein Kind am Wegesrande sitzend gefunden. Neben ihm lag die Leiche eines Mannes, welcher zur Klasse der im Lande umherstreichenden Kesselflicker gehört haben mußte. Da sich ergab, daß er an der Cholera gestorben, wollten die Bauern das Kind, ein achtjähriges Mädchen, forttreiben, als der Marquis Senozan, der Vater meines Onkels, hinzukam. Er ließ das Mädchen auf sein Schloß bringen, um es dort zu behalten bis weiter über sein Schicksal verfügt worden. Mit ihren zigeunerhaften Instincten fand man sie sehr amüsant und überließ sie gewissermaßen dem jungen Grafen, welcher damals zwölf Jahre alt war, provisorisch als Spielzeug. Nach Ablauf einer Woche hatte man sie schon so lieb gewonnen, daß man sich entschloß, sie zu behalten, und sei es auch nur um eine Christin aus ihr zu machen. Der Pfarrer übernahm es, ihr Religionsunterricht zu ertheilen. Halb lebte sie in der Küche, halb im Salon, wo sie ungefähr die Rolle eines Papa-

geien spielte. Bald erkannte man, daß sie sehr aufgeweckt sei, und ließ sie zuweilen am Unterricht des Grafen Theil nehmen, welcher des Spornes bedurfte. So erhielt sie eine eigenthümliche Erziehung, welche großen Einfluß auf ihren zugleich unterwürfigen und unbändigen Character ausüben mußte. Von der Herrschaft gehätschelt, von den neidischen Dienstboten nicht eben freundlich behandelt, streifte sie im Schlosse umher wie eine gefangene Gazelle im Park. So ging es fort, bis der junge Graf zur Vollendung seiner Studien nach Paris gesandt wurde. Man entdeckte jetzt, daß man in Mariasse ein zwölfjähriges Mädchen vor sich habe, und daß es an der Zeit sei, etwas Anderes aus ihr zu machen als eine gezähmte Zigeunerin. Man übergab sie der Vorsteherin des Leinenzeug-Departements, welche ihre Taufpathin war. So verflossen mehrere Jahre. Die Marquise starb; mein Onkel kehrte nach Ablauf seiner Studienzeit nach Morniere zurück. Mariasse war jetzt siebzehn Jahre alt und hatte sich zu einer Schönheit eigenthümlicher Art entwickelt. Sie war kokett und stolz, und nach der Erziehung, welche sie während der ersten Jahre erhalten, keineswegs willens, sich mit der Stellung eines Dienstboten zu begnügen. Die pikante Anmuth ihres Wesens konnte auf den jungen Grafen nicht ohne Einfluß bleiben. Der alte Marquis verhehlte sich dies nicht, faßte aber die Sache philosophisch auf. Hatte man doch das Kind ins Haus genommen um dem Sohne ein Spielzeug abzugeben. Warum sollte man's nicht dabei bewenden lassen? Dergleichen Verhältnisse gehören ja einmal zum guten Ton. Eine mußte es doch sein. Diese hatte man wenigstens vor Augen, und vermittelst ihrer konnte man ihn von anderen Thorheiten fernhalten. Der Marquis stellte sich als merke er nichts von dem, was um ihn her vorging und Niemandem ein Geheimniß war. Mariasse hatte keinen Grund, es zu verhehlen, und brachte es so weit, daß eines Tages der Marquis gezwungen war, seinem Sohne väterliche Vorstellungen zu machen, die nicht besonders ernstlich gemeint waren. Noch an demselben Abend wurde Mariasse außerhalb des Schlosses in einem eleganten Häuschen untergebracht, welches meinem Onkel gehörte. Das war es gerade, was sie gewollt. Entrückte es sie doch der Dienstbarkeit, gegen welche sich ihr ganzes Wesen empörte. Drei Jahre später beschloß der Marquis eines Tages, seinen Sohn zu verheirathen. Das

war für Beide ein Donnerschlag, aber der Graf gehörte zu Denen, welche sich zu trösten wissen. Für Mariasse wurde gesorgt; sie verschwand aus der Gegend, und Fräulein Chazol wurde die junge Marquise Senozan.

„So ist also,“ fragte ich Langlade, „das Mädchen, welches ich gestern sah, jenem Verhältniß entsprossen?“

„Nein,“ erwiderte er, „sie lebte damals noch nicht, und gerade von ihrer Geburt her datiren sich die Zerwürfnisse in Ihrer Familie. Sechs oder sieben Monate nach der Heirath kam Mariasse wieder nach Severol. Man muß das Frauenzimmer damals gesehen haben, um die Zauberkraft zu begreifen, welche sie ausüben konnte. Ihr Onkel war kein Mann von Principienstrenge. Er sah sie wieder. Es entstanden Streitigkeiten mit Ihrem Vater, welcher verlangte, daß sie entfernt werde, und so ergab sich endlich der Bruch, von dem Sie nur zu gut unterrichtet sind. Nach diesem Eclat verschwand Mariasse abermals, aber nur um bald unter anderen Umständen wieder zu erscheinen. Ihr Onkel wagte es sogar, sie nach Paris kommen und unter demselben Dache mit seiner Frau leben zu lassen. Ja, Ihre arme Tante hat eine schwere Zeit verlebt. Ein Glück war es noch, daß damals Ihr Onkel, halb ruinirt, sich genöthigt sah, nach Martinique zu gehen. Dort wurde Mariasse vergessen — zu Gunsten Anderer.“

„Und ließ er sie mit ihrem Kinde im Elend zurück?“

„Nein, das muß man ihm lassen, er sorgte hinreichend für ihre Zukunft. Aber leider wußte sie nicht mit Geld umzugehen. Nach ihrer Rückkehr aufs Land lebte sie als große Dame. Einen der Bauersleute zu heirathen, welche ihr die Cour machten, und dadurch zu Ehren zu kommen, fiel ihr nicht ein. Sie hatte wieder Abenteuer, machte viel von sich reden, beging eine Thorheit nach der andern und heirathete endlich einen Menschen Namens Marulas, einen aus dem Amt gejagten Schullehrer. Natürlich ruinirte er sie vollends, und seit jener Zeit besitzt sie nur noch jene Hütte, welche sie mit ihrer Tochter bewohnt.“

„Und was ist aus Marulas geworden?“

„Nachdem er sich in allen möglichen, ehrlichen oder unehrlichen, Gewerben versucht, ist er endlich Colporteur geworden. Er streift im

Lande umher, und ist besonders darauf versessen, verbotene Bücher unter die Leute zu bringen, was ihn schon mehr als ein Mal mit der Justiz in Conflict gebracht hat. Dann und wann spricht er hier vor und prügelt im Vorübergehen seine Frau."

„Es schien mir, daß Mariasse sich in Drohungen erging. Hat Frau Senozan etwas von ihr zu fürchten?"

„Nun, solche Leute sind immer gefährlich, und speciell diese ist zu Allem fähig. Was sie vorhaben mögen, weiß ich nicht. Marulas ist zu verschlagen, um ein Verbrechen zu begehen, welches ihn auf die Galeere bringen könnte. Aber hört man ihn sprechen, so scheint es, als gebe es in der Vergangenheit irgend eine Thatsache, die Mariasse als Waffe zur Befriedigung ihres seit Rückkehr der Marquise wieder erwachten alten Hasses dienen könnte. Sie werden jetzt einsehen, daß die ganze Hoffnung der Marquise auf Ihnen ruht. Ein Mann wie Sie läßt sich nicht leicht imponiren, und deshalb stimmte ich von Herzen bei, als sie Sie zu ihrem Beschützer erkor."

Die auffallende Aehnlichkeit zwischen meiner Cousine und der Tochter der Mariasse war mir jetzt hinreichend erklärt, und ich sah mich einer Verwicklung gegenüber, welche mir unabweisliche Pflichten auferlegte. Bevor ich Langlade zu Rathe zog, hatte ich gehofft, mich der mir zugedachten Rolle entziehen zu können; aber unmöglich durfte ich in diesem kritischen Moment meine Tante und die Kinder ihrem Schicksal überlassen. In ihrer Appellation an meinen Schutz lag ein Zug einfacher Größe, den ich nicht verkennen konnte. Das Vergessen des Vergangenen hatte sie nicht erbeten, sondern es als ein auf ihre und meine Würde begründetes Recht gefordert. In dem merkwürdigen Zusammentreffen, welches sie nicht gesucht, hatte sie nicht ein Wort fallen lassen, um eine Versöhnung herbeizuführen oder mich nur zum Wiederkommen zu bewegen.

Der Gedanke, der Vormund eines so jungen Mädchens zu sein, hatte für mich etwas Beängstigendes, aber zugleich, das will ich nicht leugnen, einen gewissen Reiz. Male Dir selbst den Widerstreit meiner Gefühle aus, verehrter Freund. Ich kenne zu sehr Deine Spottsucht, sehe Dich mit dem schlau lächelnden Antlitz zu deutlich vor mir, um mich weiter auf dies Gebiet wagen zu mögen.

Ich schrieb an meine Tante einen Brief voll lebhafter Betheuerun-

gen der Ehrfurcht, welche die Schwester meines Vaters von mir beanspruchen konnte. Ohne die Vormundschaftsfrage zu erwähnen, äußerte ich die Hoffnung, daß sie Alles von mir verlangen möge, was ihr wünschenswerth sei. Am nächsten Tage erhielt ich ein Billet, welches mich nach Morniere entbot. Meine Tante empfing mich mit einfacher Würde und ließ mich durch ihr zugleich liebevolles und zurückhaltendes Benehmen auf zarte Weise merken, daß mir noch immer freie Wahl bleibe.

„Ich wollte Ihnen meinen Dank abstatten," sagte sie mit trauriger Herzlichkeit, „für die Beschützung meiner Kinder, welche Sie mich hoffen lassen. Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn Sie mir in der Erziehung meines Sohnes behülflich wären. Bald wird er nur noch Sie zum Beschützer haben, und ich möchte so gern, daß er Ihnen ähnlich würde."

Als ich nach einstündiger Unterredung mich verabschieden wollte, führte sie mich zu Genoveva, welche eben in dem kleinen Salon ihrem Bruder Piano-Unterricht gab. Der Knabe lief mit lautem Jubel auf mich zu und nannte mich seinen großen Vetter Jean. Genoveva reichte mir die Hand mit einer zarten Anmuth, in welcher der Ausdruck ihres Dankes für mein Wiedererscheinen auf Morniere zu liegen schien.

„Ich überlasse Sie den Kindern," sagte die Marquise, und warf mir einen Blick zu, in dem eine Thräne zitterte.

René, wie alle Leute unseres Schlages, bin ich nicht eben empfindsam. Als ich mich aber jetzt mit Genoveva und ihrem Bruder allein befand, überschlich mich ein eigenthümlich weiches Gefühl beim Gedanken an das, was ich ihnen sein sollte, und ich nahm zu meiner eigenen Ueberraschung den Ton brüderlicher Herzlichkeit und Autorität gegen Genoveva an. Sie mochte darin das Wiedererwachen der alten Freundschaft aus einer Zeit her erblicken, welche ihrem kindlichen Glauben so lebhaft gegenwärtig geblieben war. Während der Knabe spielte, schilderte sie mir mit reizender, halb vorwurfsvoller Aufrichtigkeit die Trauer, welche jene Begegnung im Walde, bei der ich sie ganz vergessen zu haben schien, in ihr erweckt. Ich näherte mich einem Tische, auf dem eine Menge von Büchern lag. In ihrem Album blätternd, fand ich dort die Photographie eines Knaben, von der es

mir schien, als hätte ich sie früher schon ein Mal gesehen. „Kennen Sie sich selber noch?“ fragte Genoveva lächelnd, indem eine sanfte Röthe ihre Wangen überhauchte.

„Was, das ist mein Bild?“ rief ich.

„Erinnern Sie sich nicht mehr, es mir gegeben zu haben?“

Und wie aus nebelhafter Ferne, trat plötzlich die Erinnerung an mich heran, daß ich damals, beim Besuch im Hotel Senozan, meiner kleinen Cousine mit nicht geringem Stolz mein eben angefertigtes Kartenblatt zum Geschenk gemacht.

Von diesem Tage an hatte es mit der feierlichen Zurückhaltung zwischen der Tante und mir ein Ende. Ich wurde auf Morniere ein täglicher Gast, und unmerklich nahm das Verhältniß zwischen uns die Familiarität an, welche sich für so nahe Verwandte geziemt. Sogar mein Onkel schrieb der Marquise und beglückwünschte sie wegen ihrer Rückkehr, gleich als wäre nie etwas zwischen sie getreten. Mit Genoveva durch die ernste Zuneigung verbunden, die im Herzen jedes redlichen Mannes für das Wesen entsteht, welches er beschützen soll, begleitete ich sie häufig auf ihren Ritten durch den Wald, und bald war es als wären wir seit den Tagen unserer Kinderfreundschaft nie getrennt gewesen. Es beklemmte mich nicht mehr die Zurückhaltung, welche der Gedanke einflößte, daß man uns für einander bestimmt haben könne. War sie doch mein Mündel. Wollte ich aber meinen Gefühlen für sie recht auf den Grund gehen, stellte ich mir einmal die Möglichkeit vor, daß unser Verhältniß ein innigeres werden könnte, so begegnete mir stets etwas ganz Sonderbares. An Genoveva konnte ich nicht denken ohne daß zugleich das Bild der Ziegenhirtin in meinem Geiste emporstieg — gleich als wäre es mir unmöglich, die Züge meiner Cousine anders, als durch die wilde Schönheit und den üppigen Reiz des seltsamen Kindes zu erspähen, von dem ich jetzt wußte, daß es ihre Schwester sei. Vergeblich suchte ich das Bild zu verscheuchen. Es drängte sich mir auf, mit der gebieterischen Macht einer Hallucination, und bemächtigte sich meiner so vollständig, daß ich ein Mal während eines ganzen Vormittags nicht im Stande war, an etwas

Anderes als an Viergie zu denken. Ich war ärgerlich darüber, machte mir aber weiter keine Sorge um das, was ich nicht ändern konnte, bis sich etwas ereignete, was plötzlich meinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Eines Morgens wurde mir gemeldet, daß ein Mann Namens Marulas mich zu sprechen wünsche. Nicht wenig erstaunt über diesen Besuch, war ich doch neugierig auf die Bekanntschaft dieser letzten Persönlichkeit in der Intrigue, deren Fäden in meiner Hand zusammenliefen. Es erschien auf der Schwelle eine hohe, ziemlich corpulente Gestalt, schwarz gekleidet, mit weißer Halsbinde wie ein Notar, den Gesammteindruck eines herabgekommenen Gerichtsdieners machend. Mit lächelnder Miene und ungezwungener Haltung trat er ein, und meine Verwunderung erreichte ihren Höhepunkt, als ich dicht hinter ihm Viergie gewahrte, so verändert, daß ich sie kaum wieder erkannte. Sie trug ein niedliches weißes Kleid nach provençalischer Mode; ein rothes, über der Brust gekreuztes und hinten zugeknotetes Seidentuch verlieh ihrem bräunlichen Teint und ihren dunkeln Augen einen unbeschreiblichen Glanz. Ihr reiches, üppiges Haar quoll unter einem Foulard hervor, das auf die Schultern herabhing. Das kurze Röckchen ließ die zartgeformten Beine und die mit Schnürstiefelchen bekleideten Füße auf's Vortheilhafteste hervortreten. Eine große Broche nebst entsprechenden Ohrringen vervollständigten einen Anzug, den sie nicht ohne Verlegenheit trug. Das Ganze ließ sie wie eine junge Dame erscheinen, welche sich als Bäuerin verkleidet. Mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischend, weidete sich der Vater an meiner Verwirrung, mit einem Lächeln, aus dem ich seine Absicht zu erkennen glaubte. Nach einer Verbeugung, welche zeigte, daß er auf Lebensart Anspruch mache, hub er in salbungsvollem Magistertone an:

„Ich wollte nicht unterlassen, dem Retter meiner geliebten Tochter den Dank abzustatten, welchen seine Wohlthaten —“

Mitten in der Rede blieb er stecken, als er den nicht sehr ermunternden Blick gewahrte, mit dem ich ihn musterte. Ich wendete ihm den Rücken zu und sagte, Viergie die Hand gebend: „Wie hübsch Du gekleidet bist, mein Kind!“

„Weil ich zu Ihnen sollte,“ erwiderte sie, eingeschüchtert durch die kalte Behandlung, welche ich ihrem Vater zu Theil werden ließ.

„Das liebe Kind ist noch nicht an solche Toilette gewöhnt," ergriff Marulas wieder das Wort. „Der Herr Graf werden gütigst entschuldigen. Sie ist im Felde aufgewachsen, und da lernt man keine Lebensart. Sie ist einfach und natürlich wie eine Blume oder ein Vogel, und zu verlegen, um Ihnen in geziemender Form den Dank auszusprechen, von dem ihr Herz voll ist. Athmet sie aber erst einmal Pariser Luft, so wird sich das schon finden."

„Wollen Sie sie nach Paris schicken?" fragte ich, gezwungen, diesem Menschen zu antworten, wenn auch nur um seinen Redestrom zu unterbrechen.

„Ich werde mich schon dazu entschließen müssen, Herr Graf, wenn das Interesse des Kindes es verlangt. Gestattete der Drang der Geschäfte es mir nicht immer, mich mit ihr zu befassen, so bin ich doch lange genug mit der Universität in Verbindung gewesen, um ihr eine gewisse Bildung geben zu können. Sie hat sogar einigen Begriff von Poesie, Geschichte und Literatur."

Ihn wieder unterbrechend, sagte ich zu Viergie: „Bedarfst Du jemals meines Beistandes, mein Kind, so komme nur nach Chazol. Selbst in meiner Abwesenheit wird man sich hier stets Deiner annehmen."

„Ihnen verdankt sie ihr Leben, Herr Graf," begann Marulas wieder, ohne sich irre machen zu lassen. „Das heißt, es stehen Ihnen die Rechte eines Beschützers und Freundes über sie zu. Nie werden wir über ihre Zukunft eine Bestimmung zu treffen wagen ohne vorher —"

„Genug, genug," unterbrach ich ihn, in der Hoffnung, dem Gespräch ein Ende zu machen. „Ist es einmal so weit, so werden wir ja sehen."

Aber Marulas ließ sich nicht so leicht außer Fassung bringen.

„Der Herr sind sehr gütig. Ich kam eben zu Ihnen, um Sie in einer sehr wichtigen Angelegenheit in Betreff unsers Kindes zu Rathe zu ziehen. — Geh hinaus, mein Kind," fügte er, zu Viergie gewendet, hinzu, „und pflücke der Mutter ein Veilchenbouquet. Du weißt, wie gern sie diese Blumen hat. Dein Wohlthäter wird es Dir erlauben."

Nach diesen im galantesten Ton gesprochenen Worten reichte er ihr die Hand, um sie ceremoniös bis zur Schwelle zu begleiten. Seine

Frechheit imponirte mir dermaßen, daß ich, indem er die Thür hinter Viergie schloß, unwillkürlich einen Blick auf das offene Fenster warf, mit dem Impuls, den Schlingel auf dem kürzesten Wege an Gottes freie Himmelsluft zu befördern; zugleich aber hatte seine Unverschämtheit für mich etwas so Komisches, daß ich in ein lautes Gelächter ausbrach und den Entschluß faßte, die blumenreiche Rede des Taugenichts bis zu Ende zu hören. Dieser Anfall von Lustigkeit hätte wol einen Andern aus der Fassung gebracht, er aber wurde dadurch nicht im Geringsten alterirt.

„Vielleicht nehme ich Ihre kostbare Zeit über Gebühr in Anspruch, Herr Graf," sprach er lächelnd, mit würdevoller Zuversicht; „aber es handelt sich ja um unser Kind, und das muß mir zur Entschuldigung dienen."

„Bitte, setzen Sie sich, mein Herr," erwiderte ich. „Ich sehe, wir sind fast schon auf dem Punkte der Verwandtschaft angelangt."

„Ich wagte diesen Gedanken nicht auszusprechen, Herr Graf," antwortete er, einen Lehnstuhl zu sich heranziehend. „Da Sie ihm aber selbst Worte geben, so nehme ich nicht länger Anstand, Ihnen mit geziemender Ehrerbietung die Situation darzulegen, was nicht wol während der Gegenwart der Kleinen möglich war. Wir wissen ja, wie zart das weibliche Herz behandelt sein will, wenn eben die jungfräulichen Träume in ihm erwachen. Viergie, Herr Graf, ist jetzt achtzehn Jahre alt. Inmitten der Corruption des Feldes, welche den Versuchungen der Stadt sehr wohl die Spitze bieten kann, wenn auch, wie Alles, was der Natur näher steht, im einfacheren Gewande auftretend, inmitten dieser Corruption, wollte ich sagen, dürfen wir uns gestehen, daß unser Kind rein wie ein Maiblümchen geblieben ist. Aber Sie kennen ja die Töchter des Südens —"

„Sie möchten sie verheirathen, nicht wahr? Das finde ich begreiflich."

„So ganz einfach ist die Sache denn doch nicht," erwiderte er mit bedenklichem Kopfschütteln. „Vielmehr wurzelt gerade hierin unsere Verlegenheit. Wer würde, so wie sie einmal geartet ist, für sie passen? Oft mache ich mir fast einen Vorwurf daraus, daß ich sie über ihren Stand erzogen habe. Die Geißel der Bildung —"

„Bitte; bitte, zur Sache!"

„Es ergibt sich daraus,“ fuhr er mit unerschütterlichem Gleichmuth fort, „daß ich, wie große Ursache ich auch zu Selbstvorwürfen haben mag, doch nur mit tiefer Melancholie daran denken kann, diesen kostbaren Schatz dem ersten besten Bauernlümmel zu übergeben. Und andererseits, wollen wir eine passende Partie für sie finden —“

„So bedarf es einer Mitgift, nicht wahr?“

„Auf's Haar! Der Herr Graf verstehen es meisterhaft, mitten ins Schwarze zu treffen.“

„Seemannsbrauch, Herr Marulas. Haben Sie etwa schon eine Partie in Aussicht?“

„Daran kann es bei ihrer Schönheit nicht fehlen. Aber es bedarf ernster Erwägung. Der, welchen ich mir als Schwiegersohn wol erwählen möchte, ist immerhin nur ein Bauernsohn, wenn auch nicht ohne Bildung, da er in Paris erzogen worden, und, Herr Graf —“

„Sie hegen doch nicht etwa aristokratische Vorurtheile, Herr Marulas?“

„Durchaus nicht, Herr Graf, in Sachen, die mich betreffen. Aber Viergie ist nur meine Stieftochter — Sie wissen ohne Zweifel, daß ich nicht die Ehre habe, ihr rechter Vater zu sein.“

„Thut mir leid, dies zu vernehmen.“

„Nichts für ungut, Herr Graf. Ich bin nicht hochmüthig und verdecke lediglich durch meinen bescheidenen Namen eine hohe Geburt. Wol könnte ich stolz sein auf die Herkunft meiner Tochter. Aber einem Manne wie Sie gegenüber will ich nicht damit prunken, und habe ich Ihnen den Vater genannt —“

„Sparen Sie sich die Mühe,“ antwortete ich kurz. „Ich bin nicht neugierig.“

Bei dieser Abfertigung sah er mich betroffen an; sofort aber sein Lächeln wiederfindend, fuhr er fort: „Genug, Herr Graf. Männer von Geist verstehen sich auch ohne Explication. Es wird Ihnen jetzt begreiflich sein, daß ich für unsere Viergie ein Loos wünsche, welches ihrer Herkunft und ihrer wunderbaren Schönheit entspricht.“

„Sie sprechen ja von ihr fast im Tone eines Enthusiasten.“

„Ich bin ein Amateur, Herr Graf, und nicht ohne Kunstsinn.“

„Haben Sie Viergie in solchen Grundsätzen auferzogen?“

„Noch nicht, aber die Zeit ist gekommen, da sie sich ihrer Ressourcen

bewußt werden und auf das glänzende Loos vorbereiten muß, für welches ich sie bestimmte."

„Aber, Herr Marulas, wollen Sie sie mit einem Prinzen verheirathen?"

„Es beliebt dem Herrn Grafen zu scherzen. Solche hochfliegende Pläne sind mir fremd; es fehlen mir die Mittel dazu. Meine Wünsche sind allerdings kühner, aber minder anspruchsvoller Art, und sie haben den Vortheil, daß sie sich realisiren lassen. Ich werde sie Ihnen sofort mittheilen."

„Ihr Vertrauen ehrt mich."

„Wie ich beiläufig schon erwähnt, bin ich über Vorurtheile, dieses Merkmal schwacher Seelen, erhaben. Im Leben gibt es nur eine Klippe, welche ich fürchte — das Elend, und mein Stiefkind vor diesem Stein des Anstoßes zu bewahren, betrachte ich als meine erste Pflicht. Ich muß ihr vor allen Dingen eine gesicherte Stellung geben, sollte auch das Vorurtheil von Alltagsmenschen dadurch ein wenig verletzt werden. Die Geburt meiner Tochter erhebt sie schon an und für sich über die Moralgesetze der gemeinen Welt. Kurz und gut, ich bin entschlossen, sie in eine Sphäre zu versetzen, die ihrer würdig ist. Die Natur hat sie mit einer herrlichen Stimme begabt."

„Was Sie nicht sagen!"

„Eine Ordonnanz des großen Königs Ludwig, Herr Graf, erklärt, daß die Töchter adliger Familien in der Oper singen können ohne ihrer Standesehre etwas zu vergeben."

„Ich sehe, Sie denken an Alles, Herr Marulas. Aber reichen Ihre universellen Talente auch hin, aus Viergie eine große Künstlerin zu machen?"

„Gut Ding will Weile haben, Herr Graf. Ihr Talent ist so wunderbar wie ihre Schönheit. Mir liegt es jetzt ob, einen Beschützer für sie zu finden, einen Mann, welcher sie zu würdigen weiß und dem ich sie anvertrauen kann. Wie schwer mir auch die Trennung sein wird, die Pflicht kennt kein Gebot. Ich bin so glücklich, einige werthvolle Connexionen unter der hohen Finanzwelt in Marseille zu haben, und wenn nicht etwa der Herr Graf mir einen passenden Beschützer anzugeben wüßten — wenn nicht — der Herr Graf —"

„Genug, Herr Marulas; Sie erweisen mir eine gar zu große Ehre,

und ich bin nicht genug Kunstkenner, um dieselbe würdigen zu können. Leben Sie wohl, Herr Marulas. Aeußerst erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht, oder vielmehr, Sie kennen gelernt zu haben."

Durch diese summarische Entlassung zum ersten Mal aus der Fassung gebracht, starrte er mich sprachlos an. Noch gab er sich der Hoffnung hin, mich nicht recht verstanden zu haben; aber sein bedeutungsvoll lächelnder Blick begegnete einer so unzweideutigen Bewegung meiner Hand, daß er sich schnell erhob und auf weiten Umwegen, um mir nicht den Rücken zuzuwenden, sich zur Thür begab — gleich als fühle er die Zweckmäßigkeit, seinen Hintertheil zu decken. Mit einem Satz war er auf dem Perron, und im nächsten Augenblick sah ich ihn mit Viergie, welche er dies Mal nicht an der Hand führte, sich eiligst entfernen.

Um dieselbe Stunde, in welcher ich den angenehmen Besuch von Marulas hatte, erwartete ich unsere alten Freunde, die beiden Brüder Savenay, welche eine Woche bei mir zubringen wollten, um mit mir zu jagen. Meiner Einsamkeit nachgerade überdrüssig, freute ich mich aufrichtig ihrer Ankunft, denn bessere Kameraden kann man sich nicht denken. Das Wetter war prächtig, und mit vollen Zügen genossen wir des edlen Waidwerks. Eines Morgens saßen wir, das Programm des Tages verabredend, auf der Verandah, als Toby, mein Kammerdiener, mit der geheimnißvollen Unglücksphysiognomie, welche Du an ihm kennst, herangeschlichen kam und mir meldete, daß Viergie mich zu sprechen wünsche.

„Viergie?" sagte Etienne mit maliciösem Lächeln. „Ist das nicht die kleine Waldschönheit, von welcher wir hier schon gehört haben?"

„Wol möglich, daß Ihr schon von ihr gehört habt. Aber ich weiß nicht, was Deine schalkhafte Miene bedeuten soll. Das Bauernmädchen Viergie wünscht mich zu sprechen; das ist Alles."

„Wenn das Alles ist, so laß sie doch hierher kommen, damit wir ihre Bekanntschaft machen können," warf Albert ein.

Obgleich es mir nicht recht war, hielt ich es doch, um allen weiteren Conjecturen vorzubeugen, für das Beste, auf diesen Vorschlag einzugehen, und bat Toby, sie hereinzubringen. In einer Minute kehrte er mit ihr zurück. Einen Korb auf dem Kopfe tragend, den ihr nackter

Arm stützte, das weiße Röckchen mit der andern Hand lüftend, kam sie mit leichtem, elastischem Schritt auf uns zu.

„Ei, das ist ja eine wahre Nymphe!“ rief Etienne überrascht. „Welche Anmuth der Formen, und welche Schönheit!“

Sie stand jetzt vor uns und setzte, eingeschüchtert durch die Gegenwart der fremden Herren, ihren Korb nieder. „Ich sollte Ihnen diese Früchte bringen,“ sagte sie, leicht erröthend, mit einem offenen Lächeln, dem die gesenkten Augen eine so eigenthümliche, keusche Anmuth verliehen, daß Albert und Etienne sich unwillkürlich aus Achtung vor dieser merkwürdigen Bäuerin erhoben.

Obgleich derartige freundschaftliche Aufmerksamkeiten von Marulas mir nichts weniger als willkommen waren, machte ich Viergie gegenüber gute Miene zum bösen Spiel. Blieb es mir doch unbenommen, mir bei passender Gelegenheit solche Geschenke für die Zukunft zu verbitten. Nach einem kurzen, gleichgültigen Geplauder, welches ich aus Rücksicht auf die Verlegenheit Viergie's sowol wie auf die bewundernden Blicke der über ihre gebildete Sprache staunenden Brüder möglichst abkürzte, entließ ich sie und begleitete sie bis an den Rand der Verandah. „Ich hätte gern einige Worte mit Ihnen gesprochen,“ sagte sie zögernd. „Wenn Sie so gut sein wollten, mit mir bis ans Gitterthor zu gehen —“

Der bewegte Ton dieser Worte veranlaßte mich, ihr zu willfahren, obgleich ich dahinter nur eine neue List ihres saubern Stiefvaters vermuthete. Als wir die Allee erreicht hatten und sie noch immer schwieg, sagte ich: „Nun, mein Kind, was hast Du mir zu sagen? Du weißt ja, daß ich es gut mit Dir meine.“

„Ja, das weiß ich,“ erwiderte sie ernst. „Und doch bin ich in Verlegenheit, und mag's nicht wagen.“

Um dem Vertrauen, welches sie mir schenken wollte, von Anfang an den Character des Geheimnißvollen zu nehmen, ermuthigte ich sie lachend, und endlich faßte sie sich ein Herz. „Ja, es m u ß sein,“ hub sie entschlossen an. „Aber bitte, sehen Sie fort, während ich spreche, sonst bring' ich's doch nicht fertig.“

„Ist es denn gar so schwer zu sagen?“

„Es scheint mir so.“

„Nun, dann beruhige Dich, ich werde dich nicht ansehen.“

Tief aufseufzend und scheue Seitenblicke auf mich werfend, begann sie: „Nun, so sei's. Zuerst müssen Sie wissen, daß am Abend des Tages, an dem Sie uns Geld brachten, meine Mutter an ihn schrieb, und er am nächsten Tage eintraf. Ich hörte, daß sie sich meinetwegen stritten, wegen einer Sache, die er haben wollte und Mama nicht. Dann nahm er einen Theil des Geldes und führte mich nach Aix, und kaufte mir die Kleider, in denen ich Sie besuchte, um Ihnen zu danken."

„Aber das ist ja gar nicht so schrecklich!" unterbrach ich sie.

„Nun ja," antwortete sie mir, „ich will gern gestehen, daß es mir sehr angenehm war, von Ihnen in diesen hübschen Kleidern gesehen zu werden. Aber sie scheinen mir nicht gestanden oder irgend etwas an mir Ihr Mißfallen erregt zu haben, denn als wir nach Hause kamen, war er sehr unzufrieden mit mir und schlug mich."

„Er hat Dich geschlagen?" rief ich empört. „Er wagte es, ein junges Mädchen zu mißhandeln?"

„Daran bin ich gewöhnt, und das ist es nicht, weßhalb ich mit Ihnen sprechen wollte."

„Nun, was denn?" fragte ich, als sie abermals stockte.

„Von jener Zeit an," fuhr sie mit sichtlichem Widerstreben fort, „spricht er davon, mich nach Marseille zu senden, wo er reiche Leute kenne, die mich im Gesang unterrichten lassen wollten. Meine Mutter will's nicht zugeben, und ich gehe nicht mit ihm allein."

„Hast Du solche Furcht vor ihm?" fragte ich, unwillkürlich ergriffen durch das geheimnißvolle Drama, welches ich nur zu gut durchschaute."

„Er ist das Einzige auf der Welt, was ich fürchte!" rief sie im Tone unverhüllten Entsetzens.

„Und Du willst mich bitten, Dich vor ihm zu beschützen?"

„Dazu wären Sie nicht im Stande," erwiderte sie rasch. „O, Sie kennen ihn noch lange nicht. Aber aus den Gesprächen mit meiner Mutter schließe ich, daß, wenn Sie —"

„Nun, wenn ich —"

„Wolan," fügte sie zitternd, mit so leiser Stimme hinzu, daß ich's kaum vernehmen konnte, „wenn Sie mich aufs Schloß nehmen wollten, würde er mich, wie ich glaube, nicht fortbringen."

„Ich sollte Dich zu mir nehmen?“ Vor meinem überraschten Blick schlug sie die Augen nieder.

„Ich weiß wol, es hat seine Schwierigkeiten,“ sagte sie stotternd, und halb von mir abgewendet. „Aber Sie haben doch auch andere Mägde.“

„Viergie,“ erwiderte ich, ihr fest ins Auge blickend, „nicht wahr, Dein Vater hat Dir aufgetragen, diese Bitte an mich zu richten?“

Einen Augenblick zögernd, antwortete sie: „Ja, so ist es. Aber ich hätte es auch aus eigenem Antrieb gethan, und ich habe anders gesprochen, als er's von mir verlangte.“

„Weßhalb?“

„Weil es mir nicht recht zu sein schien, das, was er mir gesagt, zu wiederholen, obgleich ich's nicht verstand.“

Bei dieser Antwort wollte ich ein für alle Mal über das merkwürdige Kind ins Klare kommen und fragte sie: „Wie konnte es Dir übel erscheinen, wenn Du's nicht verstandest?“

„Ich traue ihm nicht!“ rief sie energisch. „Und überdies glaube ich zu fühlen, ob etwas recht ist oder nicht.“

Man konnte ihr nicht mißtrauen, wenn man sie in diesem Augenblick sah und hörte. Sie dauerte mich, aber dennoch wollte ich sie noch weiter auf die Probe stellen.

„Fühltest Du, daß er Unpassendes von Dir verlange, weßhalb batest Du mich alsdann um diese Unterredung?“

Mit einer Geberde völliger Muthlosigkeit warf sie mir einen tiefen, flehenden Blick zu, und Thränen entstürzten ihren Augen. „So müssen auch Sie mich quälen!“ sagte sie vorwurfsvoll. Und heftig fuhr sie fort: „Ich wendete mich an Sie, weil ich genug Schläge bekommen habe und weil ich eher alles Andere ertragen, als mit ihm gehen will. Was soll aus mir werden? Niemand nimmt sich meiner an. Ich dachte an Sie — weil — weil ich Sie für gut hielt, und weil ich ihn fürchte. Können Sie mich nicht unter Ihren Schutz nehmen, wolan, dann schleppt er mich fort. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, und jetzt leben Sie wohl!“

„Nein, nein!“ rief ich, ihre Hand ergreifend. „Vertraue auf mich, Viergie! Ich werde Dich nicht verlassen.“

Ueberrascht, als traute sie ihren Ohren nicht, blickte sie mich an.

„Ist das wirklich wahr?“

„Ich versichere es Dir.“

„Dann sage ich ihm, daß Sie mich aufs Schloß nehmen wollen.“

„Nein, nein, das nicht. Ich werde schon ein Unterkommen für Dich finden bei Leuten, welche für Dich sorgen und Dir allen Schutz angedeihen lassen, dessen Du bedarfst.“

„Aber wird er es zugeben?“

„Mache Dir darüber keine Sorgen. Ich habe Argumente in Bereitschaft, welche ihn schon überzeugen werden. Und jetzt weine nicht mehr. Ich beschütze Dich.“

„Ich danke Ihnen!“ rief sie, und ihr schönes Antlitz strahlte vor Freude.

„Und bedarfst Du meiner, so laß mich's wissen.“

„Aber was soll ich ihm sagen?“

„Sage ihm, ich werde nach einigen Tagen mit ihm sprechen. Das wird genügen.“

Als Viergie fort war, fiel das, was ich gethan, mir schwer aufs Herz. Ich hatte eine Verantwortung übernommen, welche mich jeder Mißdeutung aussetzen und mir selbst gefährlich werden konnte. Und wußte ich bestimmt, daß ich nicht das Opfer einer List wurde? Aber immerhin, was war es denn weiter? Im schlimmsten Fall nur eine neue Belastung meiner Börse. Ich war so oft getäuscht und gemißbraucht worden, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankam.

Die Savenays ließen es an gelegentlichen Anspielungen auf meine kleine hübsche Vasallin und dergleichen nicht fehlen; als sie aber abgereis't waren, dachte ich ernstlich an die Erfüllung des Versprechens. Ich ging zu Langlade, der bei mir im Rufe stand, für Alles Rath zu wissen, erzählte ihm das Vorgefallene und bat ihn, mir eine brave Familie zu nennen, bei welcher die Tochter der Mariasse ein sicheres Unterkommen finden könne. Er maß mich mit erstaunten Blicken.

„Soll es hier in der Nähe sein, Herr Graf, so wird es damit seine Schwierigkeiten haben. Marulas ist in dieser Gegend zu sehr bekannt.“

„Im Gegentheil,“ erwiderte ich, seine Gedanken errathend. „Ich möchte, daß Viergie in eine Gegend käme, wo man weder von ihr, noch von den Ihrigen etwas weiß.“

„Das ist etwas Anderes. Aber haben Sie auch daran gedacht, welche Consequenzen Ihre Großmuth nach sich ziehen kann? Täuscht mich nicht Alles, so steckt Marulas dahinter, und vor Dem muß man auf der Hut sein. Verlassen Sie sich darauf, daß er die redliche Absicht hat, Sie nach Kräften auszubeuten.“

„Mit Dem werde ich schon fertig. Es handelt sich hier lediglich um einige Tausend Franken, welche ich für Viergie als Kostgeld bezahle. Zeigt sie sich meines Interesses würdig, so füge ich eine Mitgift hinzu, welche sie in den Stand setzt, einen wackeren Burschen zu heirathen. Ich bin reich genug, um mir einen solchen Luxus erlauben zu können; fällt es aber nicht so aus, wie wir hoffen, nun, so gebe ich sie ihrem würdigem Vater zurück und sie mag wieder Ziegen hüten.“

Nach reiflicher Berathung beschlossen wir, sie einem Freunde Langlade's, dem Capitain Payrac, einem alten Seemann, welcher in der Nähe Marseille's sich in Ruhestanb gesetzt und dem ein solcher Zuschuß nur willkommen sein konnte, anzuvertrauen. Da sollte Marulas sie schon in Ruhe lassen. — Bis wir seine Antwort auf den Brief Langlade's erhielten, war die Sache für mich abgethan, zumal da in nächster Zeit nothwendige Arbeiten mich in Anspruch nahmen. Auf meinen Spaziergängen traf ich fast an jedem Morgen Viergie, welches stets in ihre neue Tracht gekleidet war und sich darin immer hübscher ausnahm. Ich theilte ihr mein Project mit und empfahl ihr, es bis zur Entscheidung vor Marulas geheim zu halten. Zuerst dankte sie mir wie ihrem Retter, und ich will gern gestehen, daß ich mich in der Rolle ihres einzigen Freundes und Beschützers nicht wenig gefiel. Aber nach einigen Unterredungen, welche ich nicht ohne Bedauern abzukürzen pflegte, fiel es mir auf, daß ihre Freude sich merklich abkühlte. Ich schrieb dies dem Bangen zu, mit welchem sie an die Trennung von ihrer Mutter und ihrer Heimath dachte und das ich ganz natürlich fand. Endlich traf die Antwort ein; meine Offerte war mit Freuden angenommen. Sofort suchte ich Viergie auf — wußte ich doch genau, wo ich sie finden würde, denn unmerklich hatten unsere täglichen Begegnungen den Character von Rendezvous angenommen. Lesend saß sie am Fuße des Kreuzes. Ob sie mein Herannahen bemerkte, weiß ich nicht; jedenfalls blickte sie nicht empor ehe ich hinter ihr stand und

ihre Schulter berührte, wobei sie wie erschreckt aufsprang. Ich theilte ihr die Antwort des Capitains mit.

„Was — Sie wollen mich fortschicken?“ rief sie angstvoll.

„Hast Du's nicht selbst verlangt, und ist es nicht zwischen uns verabredet worden?“ erwiderte ich, nicht wenig erstaunt über diese Sinnesänderung.

Sie antwortete nicht. Ganz außer Fassung, ein Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit, stand sie da. Ich stellte ihr, selbst nicht ganz unbefangen, vor, daß sie nirgends besser aufgehoben sein könne als bei den Payracs, daß dieselben sie wie ihr eigenes Kind behandeln würden. Sie schien das Alles nicht zu hören. Fast ärgerlich über ihr Schweigen, fragte ich sie, ob sie lieber bei ihrem Vater bleiben, und was sie überhaupt wolle.

„Was ich wollte?“ sagte sie endlich mit schmollender Miene, „Ich möchte bei Ihnen bleiben!“

Das hatte ich nicht erwartet, und aus ihrem Ton ging so unzweifelhaft ihre Arglosigkeit hervor, daß ich sofort wußte, was ich davon zu halten habe.

„Viergie,“ sagte ich, ihr Kinn fassend und sie zwingend, mir gerade ins Auge zu blicken. „Du hast meinen Plan Deinem Vater mitgetheilt.“

Verwirrt und zögernd antwortete sie: „Er zwang mich, ihm Alles zu sagen.“

„Und er hat Dir auch befohlen, mir zu sagen, daß Du bei mir bleiben möchtest!“

„Ja, das hat er; aber ich möchte es wirklich — viel, viel lieber, als daß ich zu Leuten ziehe, die ich nicht kenne.“

Darüber ließ sich nicht streiten. Während sie mich mit ihren großen, feuchten Augen flehend anblickte, ging ein heftiger Kampf in mir vor; aber der Sieg wurde mir leicht bei dem Gedanken, daß ich im Begriff stehe, in eine mir von Marulas gelegte Falle zu gerathen.

„Sage Deinem Vater, er möge morgen zu mir kommen,“ sagte ich in so kaltem Tone, daß sie erschreckt zurückfuhr.

„Sind Sie mir böse?“

„Nein,“ erwiderte ich freundlicher. „Sei morgen um dieselbe Stunde wieder hier.“ Und damit ließ ich sie stehen.

Marulas kam sofort zu mir. Es that mir wohl, an ihm die üble Laune auslassen zu können, in die der Kampf mit mir selbst und die Unzufriedenheit darüber, daß ein solcher Kampf nothwendig war, mich versetzt hatte. Er war die Demuth und Dankbarkeit selbst, und schien jedes meiner Worte wie Himmelstrank einzuschlürfen.

„Wie groß, wie edel Sie sind!“ rief er ein über das andere Mal, das Taschentuch ans Auge führend, gleich als habe es dort eine höchst wichtige Function zu verrichten.

„Bitte, mäßigen Sie sich!“ warf ich ihm hin. „Heftige Gemüthsbewegungen schaden der Gesundheit!“

Sofort machten die Thränen einem süßlichen Lächeln Platz; er war ein vollendeter Mime.

„Morgen wird Viergie unter der Obhut einer Person, die mein Vertrauen genießt, abreisen. Ihnen diene zur Nachricht, daß, sobald Sie sich ohne meine Erlaubniß beim Capitain Payrac blicken lassen, unsere Verbindung sofort als aufgelöſ't zu betrachten ist.“

„Sie sind eine wahre Vorsehung, Herr Graf, und wir werden es gewiß nie vergessen. Aber wollten der Herr Graf mir wol gestatten, eine ganz gehorsamste Bemerkung zur Sache zu machen?“

„Gewiß, Herr Marulas.“

Ich erwartete eine Geldforderung, und an einem unbeschreiblichen Ausdruck, der über seine Augen flog, konnte ich merken, daß er meinen Verdacht errieth. „Seit einer Woche,“ sagte er, „ist meine Frau sehr leidend — Bronchitis mit heftigem Fieber. Eine Trennung in solchem Moment möchte bedenklich sein. Wenn der Herr Graf erlauben wollten, daß Viergie noch einige Tage bliebe—“

„Versteht sich! Ich werde meinen Arzt zu Ihrer Frau schicken.“

Mit einer tiefen Verbeugung und einer Fluth von Segenswünschen verabschiedete er sich.

Du wunderst Dich wol, scharfsinniger René, über die Beharrlichkeit, mit welcher Dein Freund beim Erzählen eines Idylls verweilt. Aber es wird Dir bald genug klar werden, daß mein Idyll ein ernstes Drama im strengsten Sinne des Wortes ist.

Am folgenden Tage erfuhr ich durch meinen Arzt, daß Mariasse

wirklich sehr krank sei. Dennoch traf ich Viergie zur bestimmten Stunde beim Kreuze, und theilte ihr die Unterredung mit ihrem Vater mit. Sie schien in ihr Loos ergeben und machte nicht die geringste Einwendung. Mit Befremden gewahrte ich sogar auf ihrem Antlitz einen ungewöhnlichen Freudenglanz, den ich dort noch nie zuvor bemerkt. „Sie besuchen mich aber doch zuweilen," sagte sie schmeichelnd, „und erlauben mir auch, Ihnen zu schreiben?"

Erfreut über ihre Gefügigkeit, antwortete ich: „Du weißt ja, daß ich Dein Freund bin." Dann gab ich ihr väterliche Ermahnungen, die sie nicht ohne leise Seufzer entgegennahm. Ich fragte sie nach dem Grunde.

„Wollen Sie mir ein Versprechen geben?"

„Welches?"

„Lassen Sie mich Sie, während ich noch hier bin, an jedem Tage sehen."

„Welcher Einfall! Denkst Du nicht an die Krankheit Deiner Mutter?"

„Am Vormittag kann sie mich entbehren. In der Nacht wache ich, und er lös't mich ab."

„Aber Du mußt doch auch schlafen."

„Das kann später geschehen. Es thut mir so wohl, mit Ihnen zu sprechen. Und er — Sie wissen ja, daß ich ihn fürchte."

„Mißhandelt er Dich noch immer?"

„Das nicht. Im Gegentheil, er ist sehr gut gegen mich geworden. Aber das bleibt sich gleich, seine Güte fürchte ich nicht minder als seine Schläge — wogegen Sie — Sie sind ja so gut, und es kann Sie doch unmöglich geniren, daß ich hier auf Sie warte, wenn Sie Ihren Spaziergang machen."

Sie sagte dies so flehend, und mit so reizender Natürlichkeit, daß ich ihr's unmöglich abschlagen konnte und lachend das Versprechen gab.

Und was ich versprach, das hielt ich — nur zu genau. Tag für Tag stellte ich mich ein, und Tag für Tag war sie zur Stelle. Ich vertraute meiner Tugend; aber aus derselben will ich mir kein gar zu großes Verdienst machen, denn die Vernunft sagte mir, daß es für den Grafen Chazol die größte aller Thorheiten gewesen wäre, die Thorheit seines Onkels mit einer neuen Mariasse zu wiederholen.

Aber bald sollte ich merken, daß die Aufgabe, welche ich mir gestellt, nicht ganz leicht durchzuführen sei. Mit dem Mädchen ging eine merkliche Veränderung vor. Durch die Hülle ihrer naiven Unschuld brach zuweilen ein zündender Strahl, welcher mich an ihr und an mir selbst irre machte. Erschien sie mir zuweilen als vollendete Meisterin in der Koketterie, neben einer Unbeholfenheit, welche den Eindruck machte als sagte sie ein auswendig gelerntes Pensum stümperhaft her, so war es leicht, dahinter die Intriguen ihres Stiefvaters zu erkennen; aber wer könnte mit einem Weibe von solcher Schönheit Tag für Tag vertraulich zusammentreffen ohne bis zu einem gewissen Grade von ihr bezaubert und gefesselt zu werden — wenn sie's darauf anlegt? Ich wollte mich dem Zauber entwinden, wollte dieses Weges nicht wieder kommen — und kam erst recht.

Eines Tages fand ich sie nicht, wie gewöhnlich, am Kreuze. Ich schaute mich um, aber sie war nicht da. Ich wartete. Sie kam nicht. Nichts lag näher als der Gedanke, daß sie durch den Zustand der Mutter abgehalten worden; dennoch bemächtigte sich meiner das Gefühl schmerzlicher Enttäuschung und einer peinigenden Unruhe. Das absurdeste Zeug bildete ich mir ein — daß Marulas sie entführt, daß sie plötzlich den Bauernburschen geheirathet, der um sie geworben hatte. Und indem alle diese Gemüthsbewegungen mich durchbebten, mußte ich zu meiner Beschämung die Entdeckung machen, daß Jean de Chazol ein großer Thor sei. Nachdem ich zu dieser gedeihlichen Selbsterkenntniß gekommen und einen letzten, vergeblichen Rundblick gehalten, wollte ich eben den Rückweg antreten, als plötzlich, indem ich an einem bemoos'ten Fels vorüberging, ein Bouquet wilder Rosen zu meinen Füßen niederfiel und hoch oben, mit hellem Gelächter, Viergie zum Vorschein kam.

„Wie Sie nach mir gesucht haben!“ rief sie fröhlich, mit kindlichem Uebermuth.

„Bist Du schon lange da?“ fragte ich, verdrießlich und doch hocherfreut.

„Schon über eine Stunde,“ antwortete sie, zu mir herabsteigend. „Ich wollte Sie dafür strafen, daß Sie so spät kommen,“ fügte sie, ihr in Unordnung gekommenes Haar zusammenraffend, hinzu. „O, wie war es spaßig anzusehen, als Sie so nach allen Seiten ausspähten!“

„Du kleiner böser Schelm!“ rief ich, ihr mit dem Finger drohend.

„Seien Sie nicht böse. Ich habe Ihnen auch unterdeß ein Bouquet gepflückt. Ist es nicht allerliebst?“ Und so fuhr sie fort zu plaudern, und schmückte ihr wieder in Ordnung gebrachtes Haar mit einem Kranz wilder Rosen. Wer hätte ihr wol böse sein können?

„Jetzt siehst Du gerade so aus wie bei unserer ersten Begegnung,“ bemerkte ich.

„Damals muß ich Ihnen in meinem alten Kleide recht garstig vorgekommen sein. Gestehen Sie's nur.“

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr.“

„Wirklich? Nun wahrhaftig, ich wollte, Sie liebten mich ein wenig. Dann würden Sie mich wol nicht so leicht vergessen!“

„Mädchen, bist Du toll?“ rief ich, entsetzt über diese Worte, welche doch so ganz natürlich von ihren Lippen flossen, daß sie nur aus einem unschuldigen Kinderherzen kommen konnten. Steckte abermals Marulas dahinter? Entledigte sie sich wieder eines Auftrags, welcher mit ihren Wünschen und Empfindungen übereinstimmte, wenn auch anders als er's gewollt?

Erschrocken über den strengen Ton meiner Worte, starrte sie mich sprachlos an. Ein tiefes Roth überströmte ihre Wangen, und laut schluchzend, flüsterte sie: „Ach, Vergebung, Vergebung! Wußte ich doch nicht, daß ich Sie beleidigen würde!“ Und ehe ich es verhindern konnte, ergriff sie meine Hand, auf welche sie ihre brennenden Lippen drückte.

Von dieser Stunde an wußte ich, was ich zu thun habe. Wollte ich nicht mir selbst verächtlich werden, so mußte das gefährliche Spiel sein Ende erreichen. Mariasse's Krankheit zog sich in die Länge, und damit verzögerte sich zugleich Viergie's Abreise. Ich sagte ihr, daß wichtige Geschäfte mich in der nächsten Zeit vollständig in Anspruch nehmen würden, daß ich sie nur wiedersehen könne um ihr Lebewohl zu sagen, und nahm mir fest vor, am nächsten Tage auf meinem Ritt nach Morniere nicht an der Felsengrotte vorbeizukommen. Diesem Entschluß blieb ich treu, und als ich Genoveva gegenübertrat, als ich diese beiden so ähnlichen, und doch so verschiedenen Wesen mit einander verglich, da konnte ich wieder nicht begreifen, wie neben der keuschen Anmuth der Einen die wilde Gluth der Andern sich bis zu

solchem Grade meiner habe bemächtigen können. Ich schämte mich meiner Schwäche.

Vor dem fast dämonischen Einfluß Viergie's suchte ich gewissermaßen Schutz bei meiner sanften Cousine, mit der ich täglich Spazierritte machte. Aber nicht immer konnte ich die Richtung dieser Ausflüge nach meiner Willkür bestimmen, und überdieß schien es mir unmännlich, mich wegen einer Ziegenhirtin fortwährend in meinen Bewegungen beeinflussen zu lassen. Einige Tage nach meiner letzten Zusammenkunft mit ihr ritten wir an der für mich in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll gewordenen Stelle vorbei, und ich sah Viergie auf den Stufen des Kreuzes sitzen. Sie wartete also beharrlich auf mich, und ich wollte vorüberreiten ohne ihr einen Blick zu gönnen. Aber in so demüthiger, resignirter Haltung saß sie da, daß mein Zorn in ein Gefühl des Mitleids überging.

„Wie geht es Deiner Mutter, Viergie?“ rief ich ihr zu.

Regungslos, schamvoll, blickte sie mich an, gleich als begreife sie nicht, wie ich in Gegenwart meiner Cousine zu ihr reden könne.

Der Arzt sagt, sie sei schlimmer,“ erwiderte sie zögernd und bebend.

Wir hatten unsere Pferde angehalten.

„Komm, mein Kind,“ sagte Genoveva hastig, „gib ihr dies!“ Und damit ließ sie ein kleines Goldstück auf die Stufen fallen.

Viergie regte sich nicht, und ohne einen Blick auf die Gabe zu werfen, hielt sie die Augen mit unbeschreiblichem Ausdruck auf Genoveva gerichtet.

„Ein eigenthümliches Wesen!“ sagte meine Cousine gedankenvoll, als wir weiter ritten.

Ich blickte mich um. Noch immer saß Viergie da. Sie hielt die Hände auf den Knieen verschlungen, und starrte uns nach. Schweigend ritten wir dahin. „Woran denken Sie, Cousine?“ fragte ich endlich.

„Dies Mädchen hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht,“ erwiderte sie mit veränderter Stimme.

„Machen Sie sich ihretwegen keine Sorgen. Ich werde schon Acht auf sie haben.“ Und damit suchte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, aber ohne Erfolg.

„Haben Sie nicht bemerkt, wie sie mich anschaute? Fast fürchtete

ich mich vor ihr, und daneben war es mir, als blickte mir mein eigenes Bild entgegen."

„Das ist wahr," erwiderte ich in gleichgültigem Ton. „Sie hat eine flüchtige Aehnlichkeit mit Ihnen."

„Eine mehr als flüchtige Aehnlichkeit. Ist es nicht seltsam?"

Bei unserer Rückkehr aufs Schloß gelang es mir, Genoveva's Aufmerksamkeit abzulenken, so daß sie gegen ihre Mutter des Zusammentreffens nicht erwähnte. Ich blieb zu Tisch auf Morniere und trat erst in der Dämmerung den Heimweg an, so in Gedanken versunken, daß ich des Dornengestrüpps nicht achtete, welches mir die Kleider streifte. Plötzlich, beim Kreuz, that mein Pferd erschreckt einen Seitensprung, der mich fast aus dem Sattel geworfen hätte. Da saß Viergie, noch an derselben Stelle wie vor sechs Stunden. „Was, Du bist es? Was machst Du hier zu so später Stunde?"

„Nichts," antwortete sie traurig. „Ich wartete nur auf Ihr Vorbeikommen. Das ist mir ja wol erlaubt."

„Viergie," erwiderte ich gerührt, „habe ich Dir nicht gesagt, daß ich nicht mehr hierher kommen würde?"

„Ja, das haben Sie. Aber immerhin; ich fühle mich hier wohler als daheim, und ich darf doch wenigstens an Sie denken!"

„Quält Dein Vater Dich noch immer?"

Sie schwieg. Ich glaubte, daß die Furcht ihre Antwort zurückhalte, und wiederholte meine Frage. Plötzlich sprang sie auf, trat dicht vor mich hin, blickte mich tief an und sagte: „Es ist also wirklich wahr, daß Sie Ihre Cousine lieben?"

Da war es mit meiner Geduld zu Ende. „Mädchen, Du bist wahnsinnig!" rief ich mit auflodernden Zorn, und sprengte im Galopp davon.

Länger durfte es nicht so fortgehen, und ich beschloß, mich bis zur Abreise Viergie's aus der Gegend zu entfernen, indem ich von der Einladung unseres Freundes Amblay, eine Woche mit ihm zu jagen, Gebrauch mache. Langlade ertheilte ich schriftlich den Auftrag, die Angelegenheit, welche mir lästig zu werden begann, während meiner Abwesenheit in Ordnung zu bringen, und wartete nur noch seine Antwort ab. Es war spät am nächsten Abend, nahe an Mitternacht. Am Morgen wollte ich abreisen, und hatte schon meine Befehle ertheilt.

Aufgeregter als mir lieb war und ich es mir selbst gestehen wollte, versuchte ich, auf einem Divan ausgestreckt, zu lesen; aber es wollte nicht gehen. Ich ging hinaus auf den Perron. Es war heller Mondschein. Da glaubte ich plötzlich, daß eine Hallucination sich meiner bemächtigt. Hell zeichnete sich auf dem dunkeln Wiesengrunde die Gestalt Viergie's ab. Ich hielt es für eine optische Täuschung, aber das Bild kam näher und näher, es knarrte auf dem Sande, es schritt die Stufen des Perrons herauf, und Viergie stand vor mir.

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Schrei der Ueberraschung, ja des Schreckens auszustoßen, und als ich auf sie zukam, sank sie erschöpft auf einen Lehnsessel hin, die Hände über dem Kopf zusammenfaltend, wie ein Kind, welches geschlagen zu werden fürchtet.

„Was hat das zu bedeuten, was willst Du hier?" rief ich heftig.

Sie versuchte zu antworten, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Bleich, unbeweglich wie eine Statue, saß sie vor mir da. Ich sah, wie ihre Hände zitterten. Da begriff ich Alles. Mich jammerte des armen Mädchens, und mich meiner Heftigkeit schämend, sagte ich sanft: „Beruhige Dich, mein Kind. Hier hast Du nichts zu befürchten. Was ist vorgefallen? Sage mir Alles."

„Er hat mich gezwungen; er hat mich geprügelt; er hat mich getrieben; und hier bin ich."

So niederträchtig, so abscheulich war dies, daß ich fast das Knie vor der Armen, Unglücklichen gebeugt hätte. Es brach in mir der Standeshochmuth zusammen, welcher so oft sich unserer bemächtigt ohne daß wir uns dessen bewußt sind. Welches Recht haben wir, die verzogenen Kinder des Glücks, denen Alles ohne ihr Zuthun in den Schooß fällt, uns unserer Tugend, unserer Ehre, der keine Versuchung nahe tritt, zu rühmen? Gegenüber diesem Märtyrerthum, dieser völligen Hülflosigkeit und Verlassenheit, fühlte ich mich demüthig und klein.

„Viergie," sagte ich, ihr die Hand reichend, „von diesem Augenblick an hast Du an mir einen Bruder, auf dessen Schutz Du Dich verlassen kannst."

„Ist es möglich?" antwortete sie, mich scheu und angstvoll anblickend. „Werden Sie — mich — behalten?"

Ein Schauer durchrieselte mich. Das arme Mädchen wußte nicht, was es sagte. Schnell klingelte ich meinem Kammerdiener, von dem

ich wußte, daß er noch nicht zu Bette gegangen. Schlaftrunken trat Toby ein, machte aber fast einen Sprung, als er Viergie sah. Auf Englisch befahl ich ihm, die Frau des Intendanten zu wecken und zu bitten, daß sie gleich zu mir komme.

Viergie hörte dies ohne zu verstehen, und folgte schweigend allen meinen Bewegungen. Jedoch sah ich, daß sie sich nach und nach beruhigte.

„Was soll geschehen?" fragte sie, als Toby das Zimmer verlassen hatte.

Hier kannst Du nicht die Nacht über bleiben," antwortete ich. „Ich will Dich in das Dorf, zur Schwester des Pfarrers, bringen lassen, welche sich Deiner annehmen wird."

„Ach!" rief sie, schmerzlich überrascht, „so schicken Sie mich dennoch fort?"

„Es paßt sich nicht, daß Du hier bleibst. Alle Welt würde es morgen wissen."

Toby meldete mir, daß Madame Giraud bald erscheinen werde. Ich behielt ihn im Zimmer, um jedes Gerede zu vermeiden. Das arme Kind war hungrig. Ich ließ ihr ein Abendessen auftragen; aber sie war noch so aufgeregt, daß sie die Speisen kaum berührte. Stumm, niedergeschlagen, hielt sie bald forschend den Blick auf mich gerichtet, als wolle sie mir die Gedanken aus den Augen lesen, bald neigte sie das Haupt, in Grübeleien versenkt, deren düsteren Reflex ich auf ihrer Stirn gewahrte.

Toby ging ein und aus. Während einiger Minuten waren wir allein. Sie fixirte mich mit einer eigenthümlichen Starrheit des Blicks, und antwortete auf meine Frage, woran sie denke, mit Bitterkeit:

„Ich denke eben, daß Sie besser daran gethan hätten, mich im Fluß zu lassen."

Ich verwies ihr diese Aeußerung. Nach einem Augenblick des Hinbrütens hub sie wieder an: „Sie stoßen mich also doch von sich!"

„Statt Dich von mir zu stoßen, werde ich Dich bis zu Deiner Abreise unter meine Obhut nehmen."

Sie schwieg. Es war ein qualvolles Beisammensein. In mir tobte ein unerträglicher Widerstreit von Gedanken und Empfindungen, und eine unsägliche Erleichterung war es mir, als die Frau des In-

tendanten der peinlichen Situation ein Ende machte. In kurzen Worten erklärte ich Madame Giraud, daß Viergie, von ihrem Vater gemißhandelt, bei mir Schutz gesucht habe. Da das Familienverhältniß allgemein bekannt war, lag hierin nichts Befremdliches und Niemand konnte mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich der Unglücklichen angenommen. Ohne sich weiter zu besinnen, erklärte mir die Frau, daß die Schwester des Pfarrers, Fräulein Bertaud, eine zu brave Freundin und Christin sei, um sich nicht gern wegen einer guten Handlung im Schlaf stören zu lassen. Dann richtete sie einige Worte des Trostes an das arme Mädchen, und gab ihr die Versicherung, daß sie gut aufgenommen sein werde. Viergie war bereit. Wie geistesabwesend, leistete sie mechanisch Gehorsam. Ohne ein Wort der Erwiderung, knotete sie mit zitternden Händen ihr Taschentuch um den Hals, warf mir einen letzten, düstern, wilden Blick zu, und folgte ihrer Führerin.

Ich hatte Toby befohlen, die Beiden ins Dorf zu begleiten. Was ich in diesem Augenblick empfand, was Alles mich durchtobte, vermöchte ich nimmermehr zu sagen. Ich suchte mir den Vorfall als ein gewöhnliches Abenteuer auszulegen, konnte mir aber nicht verhehlen, daß ich in eine Reihe von Verwickelungen getreten, welche mich allen möglichen Mißdeutungen aussetzten und mir die lästigste Verantwortung auferlegten.

Kaum war ich, nach einer schlaflos verflossenen Nacht, aufgestanden, als mein Intendant mir meldete, daß ein Bauer von Severol im Dorfe angekommen und sofort zur Schwester des Pfarrers gegangen sei. Dort habe er die Nachricht gebracht, daß es mit der Mariasse sehr schlecht stehe und sie nach ihrer Tochter verlange. Hieraus ging hervor, daß Marulas um den Aufenthalt Viergie's wußte, und dies ließ sich nur dadurch erklären, daß er in der Nacht ihr aufgelauert. Ich wußte schon durch den Arzt, daß der Zustand Mariasse's sich verschlimmert habe, und es lag deshalb in der Sache nichts Unwahrscheinliches. Dennoch bemächtigte sich meiner eine peinigende Unruhe, und ich fragte, ob Viergie den nach ihr ausgesendeten Boten gesehen.

„Nein, man hat ihn nicht eingelassen, und mich gebeten, bei Ihnen anzufragen, ob das arme Mädchen von diesem neuen ihrer wartenden Unglück in Kenntniß gesetzt werden soll.“

Es war unmöglich, Viergie von ihrer sterbenden Mutter entfernt zu halten. Die Schwester des Pfarrers erbot sich, sie zu begleiten, und ich bat Giraud, sich zu ihnen zu gesellen. Dieser wußte mit Marulas umzuspringen, und obendrein glaubte ich mich überzeugt halten zu dürfen, daß Letzterer aus Rücksicht auf mich keinen Gewaltstreich wagen werde.

Nach zwei Stunden benachrichtigte mich Giraud, daß der Zustand Mariasse's wirklich das Schlimmste befürchten lasse. Viergie war also im Begriff, ihre Mutter zu verlieren. Den Stiefvater mußte man als ihren gefährlichsten Feind betrachten. Ich gelobte mir feierlich, daß sie an mir einen treuen Beschützer haben solle. Die Nacht hatte mir ernste Gedanken gebracht, und jetzt, da ich mir die hülflose Lage des Kindes vergegenwärtigte, gewannen dieselben an Klarheit. Aus der Gewalt, welche die Eigenthümlichkeit ihres Wesens über mich gewonnen, konnte ich mir kein Geheimniß machen. Hatte sie sich mir mit unbedingtem Vertrauen genaht, so war ich stark genug gewesen, dies Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Hingezogen fühlt man sich unwillkürlich zu Denen, welche Einem das Schicksal als Schützlinge anvertraut hat. Viergie war von mir abhängig geworden. Das Schicksal hatte mir Pflichten gegen sie auferlegt. Sie war unglücklich, und Hülfe hatte sie bei mir gesucht. René, kein spöttisches Lächeln wird Deine Lippen umkräuseln, wenn ich Dir gestehe, daß es sich in mir wie Liebe zu ihr regte, daß es mir fast war, als könnte ich die Kluft überspringen, welche den Hohen vom Niedern trennt, und sie zu mir emporheben.

Mit Ungeduld harrte ich der Gelegenheit, sie wiederzusehen. Am Todtenbett der Mutter durfte ich mich ihr nicht nahen; jedoch war ich dem Pfarrer und seiner Schwester einen Besuch dafür schuldig, daß sie sich meiner Schutzbefohlenen angenommen, denn ich konnte ihnen den geleisteten Dienst nicht bezahlen. Eines Morgens stellte ich mich dort vor der Stunde ein, in welcher Viergie sich zur Mutter zu begeben pflegte. Ich fand sie düster und niedergeschlagen. Das Schicksal schien sie vollständig gebeugt zu haben. Als sie mich erblickte, zitterte sie, und ein tiefes Roth stieg in ihre Wangen. Ich mußte mich zusammennehmen, um meine eigene Bewegung zu verbergen. „Verlasse Dich auf mich!“ sagte ich nach einigen hervorgestotterten Worten der Beruhigung.

„Danke,“ erwiderte sie, mit düsterer Schwermuth den Kopf schüttelnd, und ohne die ihr dargebotene Hand zu fassen. „Danke, ich werde es nicht vergessen.“

Sie sagte dies mit solcher Bitterkeit, daß es mir wie eine Ahnung kommenden Unglücks durchs Herz fuhr. Ich fragte sie, ob sie sich auch jetzt noch über Marulas zu beschweren habe.

„Nein, nein! Und wenn auch — was wäre daran gelegen?“

Ich sah, daß hier jeder Trost vergebens sein würde. Traurig verließ ich sie, aber doch mit dem Bewußtsein, daß es mir möglich sein werde, ihre Leiden zu lindern, denn während der zwei Monate, in denen ich sie fast täglich gesehen, hatte ich sie zu genau kennen gelernt, um nicht zu wissen, wie man diese eigenthümliche, aus Zartheit und Wildheit, Hingebung und Trotz zusammengesetzte Natur lenken könne. Es war mir ein Bedürfniß, nach Morniere zu gehen. Dort war ich, während sie bei der sterbenden Mutter weilte, ihr wenigstens näher, und von dort aus konnte ich den Ort sehen, an dem sie so viel gelitten und noch mehr leiden sollte.

Der nächste Tag brach trüb und traurig an. Schon früh Morgens stellte sich der Arzt bei mir ein mit der Nachricht, daß Mariasse den Abend nicht mehr erleben werde. Ich eilte nach Morniere. Eine Ahnung sagte mir, daß Viergie meines Beistandes bedürftig sein werde. Kaum war ich im Stande, vor Genoveva meine Unruhe zu verbergen. Fortwährend dachte ich daran, wie doch das Schicksal diese beiden einander äußerlich so ähnlichen Schwestern so verschieden bedacht, wie es die Eine zum Glück, die Andere zum Elend bestimmt. Es war mir als sei ich bestimmt, das Mißverhältniß auszugleichen. Gegen Abend, als wir auf der Rasenbank am Ufer saßen, ertönten plötzlich die langsamen Schläge einer Glocke.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte Genoveva.

„Nichts Besonderes, Fräulein,“ erwiderte ein alter Diener. „Die Mariasse liegt in den letzten Zügen.“

Bei diesem Namen erzitterte die Marquise.

„Mariasse, sagtest Du, Dominique?“

„Ja, Madame", antwortete er mit einer Schärfe, welche einen alten Groll verrieth. „Sie haucht eben ihre elende Seele aus — falls sie jemals eine Seele gehabt."

„Schweig'!" antwortete die Marquise streng. „Es ist nicht hübsch, Uebles von Sterbenden zu reden."

Indem sie dies sagte, sahen wir von weitem, wie jenseits des Flusses der Pfarrer von Chazol sich mit einem Knaben der Hütte näherte.

„Laßt uns hineingehen," bemerkte die Tante. „Es wird hier kühl."

Inzwischen wurde es dunkel, und wir waren schon seit einer Stunde im Salon. Die Marquise war zerstreut, und vergebens suchte ich meine Stimmung dadurch zu verbergen, daß ich mit Genoveva und dem Knaben spielte, als Dominique mit verstörtem Gesicht eintrat und der Marquise meldete, daß der Pfarrer von Chazol augenblicklich mit der Frau von Senozan zu sprechen wünsche.

Erstaunt über einen solchen Besuch zu solcher Stunde, erhob sich die Marquise schnell, um dem Pfarrer entgegen zu gehen. Bei seinem Eintreten erkannte ich sofort, daß etwas sehr Ernstes ihn herführen müsse. Er sagte der Marquise fest und dringend, daß kraft seines Amtes er sie auffordern müsse, sich an das Lager einer Sterbenden zu verfügen.

Die Marquise schauderte zusammen. „Ist es die Mariasse?" rief sie entsetzt.

„Es ist eine Sterbende, welche mit Ihnen zu sprechen verlangt bevor sie vor Gott erscheint."

„Nimmermehr!" rief die Marquise mit bebender Stimme. „Sagen Sie ihr, daß ich ihr vergebe. Das ist Alles, was ich für sie thun kann."

Der Pfarrer legte nachdrücklich seine Hand auf die der Marquise und sagte, mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf Genoveva und den Knaben: „Ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt."

Genoveva, welche den Wink aufgefangen, verließ mit ihrem Bruder das Zimmer. Auch ich wollte mich entfernen, aber der Geistliche bat mich, zu bleiben. Als wir allein waren, hub er wieder an:

„Es wird mir sehr schwer, Frau Marquise, alte, schmerzliche Er-

innerungen in Ihnen zu wecken; aber ich habe dem Beruf des Priesters zu genügen. Wollen Sie dem Freunde, welcher allen Denen, die Ihnen theuer waren, die Augen zugedrückt, welcher der Vertraute aller Ihrer Leiden war, ein offenes Wort gestatten?"

„Gott hat mich schwer geprüft!" antwortete die Marquise.

„Er hat Ihnen auch noch diese letzte Prüfung auferlegt, und als Christin sowol wie als Mutter dürfen Sie sich ihr nicht entziehen."

„Was soll das heißen?"

„Die Sterbende hat ein Geheimniß auf dem Herzen, welches sie nicht dem Beichtvater, sondern nur Ihnen anvertrauen will. Sie sagt, es handle sich um das Glück und das Leben Ihrer Tochter."

„Meiner Tochter?" wiederholte die Marquise. Ein kurzer, aber furchtbarer Kampf fand in ihr statt — ein Kampf, in dem das Muttergefühl über den Widerwillen den Sieg davontrug. Sie folgte dem Pfarrer, indem sie mich beschwor, nicht fortzugehen bevor sie zurückgekehrt. Ich war allein, denn Genoveva hatte sich schon zur Ruhe begeben.

Ruhelos irrte ich durch den Park und spähte nach dem flackernden Licht des Sterbezimmers hinüber. So verfloß eine Stunde, die mir wie ein Jahrhundert schien. Endlich sah ich dunkle Gestalten durch die Allee herauf kommen, und bald traten sie in den Lichtkreis der offnen Fenster des Salons. Bleich wankte die Marquise am Arm des Pfarrers daher. Einige Schritte hinter ihnen folgte Viergie. Erschreckt eilte ich herbei, als ich die Marquise zusammenbrechen sah. Wir trugen die Ohnmächtige in den Salon. Im Augenblick war das ganze Dienstpersonal zur Stelle.

Die Marquise schien vergebens sich eines grausigen Phantoms erwehren zu wollen, und unzusammenhängende Worte entschlüpften ihren Lippen. Endlich machte ein Strom von Thränen der schrecklichen Nervenkrisis, welche das Schlimmste befürchten ließ, ein Ende. Ich warf dem Pfarrer fragende Blicke zu. Er gab mir ein Zeichen, indem er den Finger auf den Mund legte. Ich verstand ihn; es war nothwendig, die Leute zu entfernen.

Wir waren allein. Viergie, bleich und finster, hielt sich in eine Ecke des Zimmers gedrückt. Als die Marquise wieder zu sich kam, fiel ihr erster Blick auf das Mädchen. Erst war sie wie von Entsetzen

gelähmt. Man konnte ihr ansehen, daß ein furchtbarer Kampf in ihrem Innern vor sich gehe. Dann stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, und rief, die Hände nach Viergie ausstreckend: „Mein Kind! Mein Kind!“

Viergie kniete vor ihr nieder. Sie umfangen haltend und ihren Kopf an sich pressend, bedeckte Frau Senozan ihre Stirn mit Thränen und Küssen. Betroffen schaute ich auf die Gruppe; ich war mir unklar darüber, ob ich die Scene einem erhabenen Aufwand christlicher Selbstverleugnung, oder einem Anfall von Geistesverwirrung zuschreiben solle. Der Pfarrer, welcher die Folgen der heftigen Aufregung für die Marquise fürchtete, ermahnte sie, sich zu mäßigen. Viergie nahm er bei der Hand, entwand sie der Umarmung der Frau Senozan, und beanspruchte auch für sie die nöthige Ruhe nach so schrecklichen Gemüthsbewegungen. Ich entnahm daraus, daß Mariasse gestorben sein müsse. Meine Tante gab den Vorstellungen des Geistlichen nach, ließ ihre Kammerfrau rufen und befahl, daß man Viergie in das Zimmer neben dem Gemach Genoveva's bringe. Nachdem er die Marquise noch ermahnt, die Prüfung, welche Gott ihr auferlegt, mit christlicher Ergebung zu tragen, nahm der Pfarrer Abschied. Es war schon nach Mitternacht, und unter so eigenthümlichen Verhältnissen an meine Rückkehr nach Chazol nicht wohl zu denken.

„Bitte, bleiben Sie hier,“ sagte meine Tante im Tone tiefer Traurigkeit, „und lassen Sie mich Ihnen Alles sagen, während ich noch den Muth dazu habe. Morgen würde ich vielleicht der Gemüthsbewegung nicht gewachsen sein.“ Und nach einem Thränenstrom und krampfhaftem Schluchzen erzählte sie mir, mehr als ein Mal von innerem Entsetzen und Widerstand überwältigt, Folgendes:

In der Hütte angelangt, war sie sofort ans Bett der Sterbenden geführt worden. Eine beängstigende Stille herrschte in dem ärmlichen, aufs Dürftigste ausgestatteten Zimmer. Abgemagert, mit fieberhaft funkelnden Augen, schon vom Hauch des Todes berührt, lag Mariasse auf einer elenden Matratze. Beim Anblick der Frau Senozan schrak sie zusammen und richtete sich halb empor, gleich als wolle sie einem Gespenst entfliehen.

„Liebes Kind, es ist die Frau Marquise,“ sagte Marulas zu ihr.

„Ja, ich erkenne sie!“ rief Mariasse entsetzt. „Die Stunde ist ge-

kommen!" Und erschöpft sank sie zurück. Viergie gab ihr einen Löffel voll dunkler Tropfen ein.

„Ich habe Ihnen vergeben," sagte die Marquise, tief erschüttert durch den Anblick solchen Elends. „Was wünschen Sie noch von mir?"

Mariasse zögerte.

„So rede doch!" sagte Marulas, einen festen Blick auf sie heftend, dessen magnetischer Zauber sie zu bannen schien. „Es muß sein!"

„Ja, es muß und soll sein!" erwiderte Mariasse mit einem Ausdruck wilder Energie.

Mit verzweifeltem Kraftaufwand winkte sie Viergie zu sich hin, welche sie in ihren Armen aufrichtete, und dann enthüllte sie in Gegenwart Aller folgendes Bild:

Viergie ist das Kind der Marquise, welches Mariasse stahl um ihr eigenes Kind unterzuschieben. Die Amme der Frau Senozan war früher, als Mariasse auf dem Schlosse wohnte, mit ihr befreundet gewesen. Nur einige Tage nach einander geboren, hatten die Kinder schon damals die Aehnlichkeit, welche noch jetzt so überraschend wirkt. Während einer mehrwöchigen Krankheit der Marquise, die ihrer Entbindung folgte und in der sie ihr Kind nicht bei sich haben durfte, wurde die Unterschiebung ins Werk gesetzt. Das Motiv war zum Theil der Haß gegen ihre Nebenbuhlerin, zum Theil die thörichte Mutterliebe, welche glaubte, daß dem Kinde mit einem zu seinen Gunsten begangenen Verbrechen gedient sein könne. Ihrer Tochter sollte der Glanz und der Name zu Theil werden, welcher ihr nach ihrer Meinung frevelhaft gestohlen war. Sie war damals wohlhabend, und belohnte die Amme reichlich.

Kaum hatte die Kranke diese Beichte vollendet, als sie zusammenbrach und in Viergie's Armen verschied.

Eine Stunde nach dieser Erzählung war auf Morniere Alles todtenstill. Düster blickte ich in die Nacht hinaus. Mir war es als umfinge mich ein böser Traum. Nur wenige Schritte von mir, im vorspringenden Erker des Schlosses, blinkte ein Licht. Dort war Viergie. Noch vor wenigen Stunden hatte ich sie vollständig von mir

abhängig geglaubt, mich für den unbedingten Beherrscher ihres Schicksals gehalten. Das war ich jetzt nicht mehr. Ich fühlte erst jetzt, wie süß für mich das Amt des freiwilligen Beschützers gewesen. Es war mir als wäre sie für mich verloren.

Schon zur frühen Morgenstunde, als eben erst die Leute aufstanden, trat Langlade, an den während der Nacht ein Bote gesandt war, bei mir ein, und einige Minuten darauf meldete ein Kammerdiener, daß die Marquise uns erwarte. Bleich lag sie da, und fühlte sich so schwach, daß sie mich bitten mußte, das Erzählen zu übernehmen.

Einige Zeit blieb Langlade nach Beendigung meines Rapports still und starrte grübelnd vor sich hin. „Aber es fehlt ja jeder Beweis für die Wahrheit der ganzen Geschichte!“ rief er endlich. „Nur die Amme könnte sie bestätigen.“

„Die ist längst todt,“ sagte Frau Senozan.

„Hat Mariasse sonst keinen Zeugen des begangenen Unterschleifs genannt?“

„Nein.“

Langlade schwieg, als scheue er sich, seinen Gedanken Worte zu geben.

„Bitte, Herr Langlade, reden Sie ohne Rückhalt,“ bat meine Tante.

„Mein Urtheil, Frau Marquise, kann nur das eines Juristen sein, und vielleicht wird es Ihr Gefühl verletzen. Wir befinden uns einer furchtbaren Enthüllung gegenüber. Für die Wahrheit spricht nichts als die Behauptung einer Frau, deren Zeugniß, falls sie noch lebte, ihres zweideutigen Rufes wegen, vor Gericht unzulässig sein würde. Unwahrscheinliches liegt, bei den von ihr angegebenen Umständen, in der Sache nicht. Auch das Motiv läßt sich sehr wohl denken. Aber wenn wir auch Alles für wahr halten wollen, können wir doch, beim Mangel an Beweis, nicht danach handeln. Dem Gesetze nach ist Fräulein Genoveva von Senozan Ihre einzige Tochter, und Nichts kann ihr Recht auf diese Stellung antasten. Wollen Sie Viergie als Ihre Tochter gelten lassen, so ist dazu ein förmlicher Act der Adoption und zu diesem die Erlaubniß Dessen erforderlich, welcher als der Vater des jungen Mädchens gilt.“

„Wie könnte ich aber nach einer solchen Enthüllung das Kind wieder von mir lassen?“

Nachdenklich schüttelte Langlade das Haupt.

„Wir haben es mit einem Schurken erster Classe zu thun, Madame, und leider steht das Gesetz, welches Ihr Recht auf das Mädchen nicht anerkennen kann, ihm zur Seite.“

„Aber sie ist ja nicht seine wirkliche Tochter!“

„Freilich nicht, wenn er sie nicht etwa hat gerichtlich legitimiren lassen, als er Mariasse heirathete, und bei seinem Character ist das kaum anzunehmen.“

Es wurde beschlossen, sich über diesen Punkt ins Klare zu setzen, und Langlade beauftragt, wo möglich ein Abkommen mit dem Menschen zu treffen, welcher nach meiner Ueberzeugung für Geld zu Allem bereit sein würde. Ein anderer Ausweg ließ sich nicht denken. Mochte Mariasse die Wahrheit gesagt haben oder nicht, mochte das Herz der Mutter noch so sehr an Genoveva hängen und sich feierlich geloben, sie von dem schrecklichen Zweifel, der auf ihre Geburt geworfen war, völlig unberührt zu lassen, unmöglich war es, daß Viergie das Schloß wieder verließ.

Es wurde nun schnell vereinbart, wie man sich zu verhalten habe. Die Anwesenheit Viergie's ließ sich, welches Aufsehen die Thatsache auch erregen mochte, leicht auf die Großmuth der Marquise zurückführen. Marulas mußte Schweigen auferlegt und die strenge Beobachtung desselben zur Bedingung des mit ihm abzuschließenden Handels gemacht werden. Genoveva durfte von Nichts wissen. Es stand dabei ihr Seelenfriede, ihr ganzes Glück auf dem Spiel. Auch Viergie sollte dies Schweigen zur heiligen Pflicht gemacht werden. Es war nothwendig, von vornherein den Domestiken gegenüber die Stellung zu bestimmen, welche Viergie auf dem Schloß einnehmen solle. Die Marquise klingelte ihrer Kammerfrau und befragte sie. Die Antwort lautete, Viergie sei schon seit einer Stunde bei dem Fräulein. Genoveva hatte beim Erwachen vernommen, daß die Waise neben ihr weile, sich sofort des Tages erinnert, an welchem das Mädchen das eigne Leben an die Rettung ihres Bruders gesetzt, und nur ihr gutes Herz befragend, sich beeilt, ihr Trost einzureden.

Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür. Genoveva trat ein,

Viergie an der Hand führend. Staunend warfen wir einander verstohlene Blicke zu. Viergie erschien, in einem Kleide Genoveva's, wie umgewandelt. Von tiefem Kummer niedergebeugt, fast gleichgültig gegen den Luxus, welcher sie zum ersten Male umgab, benahm sie sich einfach und ruhig, und schien sich des plötzlich mit ihrem Schicksal vorgegangenen Wechsels kaum bewußt zu sein. Indem sie neben einander standen, waren sie einander so ähnlich, daß selbst ein Unbefangener sie sofort als Schwestern erkennen mußte. Es war uns schwer, unsere Bewegung zu verbergen. Glücklicherweise gab Genoveva nicht Acht auf uns, sondern eilte sofort auf ihre Mutter zu, um dieselbe zu küssen. Die Marquise umarmte sie mit stürmischer Innigkeit, gleich als wollte sie den heiligen Protest der Mutter einlegen gegen die Zweifel, die in ihr Herz gesenkt waren. Dann streckte sie Viergie, welche allein auf der Schwelle stehen geblieben war, die Hand entgegen und sagte: „Komm auch Du zu mir, mein Kind. Ich habe jetzt zwei Töchter."

Viergie trat heran, beugte das Knie vor der Marquise und bot ihr die Stirn zum Kusse dar.

„Wie gut Du bist," sagte Genoveva. „Aber sei nur ganz ruhig, ich werde nicht eifersüchtig sein."

Das Wort hatte in diesem Moment eine solche ihr unbekannte Bedeutung, daß es mich eisig durchschauerte. Viergie, still und kalt, wagte kein Wort zu sagen. Sie wußte offenbar nicht, wie sie sich zu benehmen habe. Es war nothwendig, Genoveva zu entfernen. Meine Tante flüsterte ihr einige Worte zu und sie verließ das Zimmer. Ich wollte ihr folgen. „Nein, bitte, bleiben Sie!" sagte die Marquise.

Als wir allein waren, folgte ein verlegenes Schweigen. Niemand wußte so recht, wie die Unterredung einzuleiten sei. Endlich zog meine Tante Viergie zu sich heran, ergriff ihre Hand und sagte: „Ich muß Dich bitten, mich zu lieben, und mir Dein Vertrauen in dem Grade zu schenken, daß Du Dich Allem unterwirfst, was zu Deinem eigenen und zu unser aller Wohl nothwendig ist."

„Ich werde Ihnen gehorchen, Madame," antwortete Viergie, kaum vernehmbar.

„Ohne zu vergessen, daß ich noch ein anderes Kind habe," fuhr meine Tante mit einer Bewegung fort, welche auch mich tief ergriff, „würde ich es als das höchste Glück betrachten, wenn Du mich vor aller

Welt mit dem süßen Mutternamen anreden dürftest und ich Dich öffentlich als meine Tochter anerkennen könnte. Aber sehr ernste Gründe, welche uns Herr Langlade erörtert hat, machen es für jetzt unmöglich, daß Du den Namen Deiner wirklichen Familie trägst. Darunter wird meine Liebe zu Dir nicht leiden. Dir gehört fortan mein Mutterherz; aber ich liebe auch Die, welche Dich wie eine Schwester empfangen hat. Sie hat keine Mutter außer mir, liebt mich seitdem sie auf der Welt ist, und der geringste Zweifel würde ihr einen furchtbaren Schmerz bereiten. Ich appellire an Dein Herz, mein Kind, und bin überzeugt, daß Du ihr einen Schmerz ersparen wirst, welcher an dem Verhältniß, wie es sich nun einmal gestaltet hat und außerhalb unserer Controlle liegt, nichts ändern könnte."

„Ich werde Ihnen gehorchen, Madame," wiederholte Viergie, ohne den Blick zu erheben, trüb und finster.

Noch an demselben Tage ließ Langlade Marulas nach Chazol kommen. Der Mensch mußte vor allen Dingen aus der Gegend entfernt werden, sei es auch nur um der Waise willen, welche er stets an eine traurige Vergangenheit und ihre früheren Verhältnisse erinnern würde. Langlade hatte es für zweckmäßig gehalten, daß ich bei der Unterredung zugegen sei. Sofort bemerkten wir, daß er entschlossen war, sich für das Glück „seiner geliebten Tochter" theuer bezahlen zu lassen. Aber Langlade war nicht der Mann, so ohne Weiteres auf Alles einzugehen. Die sentimentalen Phrasen des Schurken kurz abschneidend, bot er ihm zehntausend Franken für seine Entfernung aus der Gegend, und eine Jahresrente von fünfhundert Franken für das Abtreten aller seiner Vormundschaftsrechte an die Marquise von Senozan, unter Beobachtung unverbrüchlichen Schweigens. Er sträubte sich, die Bedingung des Schweigens einzugehen, deren Bedeutung er sofort erkannte, gab aber endlich nach und unterzeichnete Alles, was von ihm verlangt wurde.

Von dieser Stunde an befand sich Viergie unter dem mütterlichen Schutz der Marquise von Senozan.

Zwei Tage nach diesen erschütternden Auftritten war von Mariasse nichts mehr übrig geblieben, als ein schwarzes Kreuz auf dem Dorf=

Kirchhofe, und Viergie, zum großen Erstaunen aller Leute, definitiv auf dem Schlosse Morniere installirt. Alles war so schnell gekommen, daß es uns schwer wurde, uns darein zu finden. Während der ersten Tage war Viergie durch die gewaltigen Gemüthserschütterungen so angegriffen, daß sie kaum ihr Zimmer verlassen konnte. Als ich eines Morgens zum Frühstück kam, saß sie mit Genoveva, an der Seite der Marquise, auf dem Sopha. Eingeschüchtert durch den Glanz eines Daseins, in dem ihr Alles neu war, noch unbekannt mit den tausendfachen Nuancen der Etikette, behielt sie in ihrem Wesen einen Theil des Naturwüchsigen, welches ihr eine Art wilder Anmuth verlieh. Schweigend, die großen, schwarzen Augen gesenkt, hörte sie die gleichgültigen Worte an, welche die Marquise und ich, um unsere Bewegung zu verbergen, mit einander austauschten, und die Worte der Begrüßung, die ich an sie richtete. Wenn die Marquise oder Genoveva zu ihr sprach, antwortete sie erröthend, und wie in Verlegenheit gesetzt durch alle die Beweise einer zarten Liebe, welche ihr zum ersten Mal in ihrem Leben entgegentrat. Nach dem Frühstück wollten, wie gewöhnlich, Genoveva und ihr Bruder ihren im Park eingehegten Gazellen Futter bringen. Genoveva nahm Viergie bei der Hand und bat sie, mitzugehen. Ich folgte ihnen, und bald traten wir in den Schatten der Bäume und Gebüsche. Seit der Nacht, in welcher Viergie zu mir kam, hatten wir kaum noch Gelegenheit gefunden, einige Worte zu wechseln. Als der Knabe Genoveva vorwärts zog, befanden wir uns für einige Augenblicke allein. Ich wußte nicht recht, welchen Ton ich gegen sie anschlagen sollte.

„Jetzt endlich beginnt für Sie ein glückliches Leben, Viergie,“ brachte ich, etwas beklommen, heraus.

„O ja. Mir ist das Glück so schnell gekommen, daß ich einiger Zeit bedarf, um die Vergangenheit zu vergessen.“

„Wie, sind Ihnen Frau von Senozan und Genoveva nicht mit einer Herzlichkeit entgegengekommen, welche Sie sofort beruhigen mußte?“

„Das ist wahr. Meine Mutter und meine Schwester sind sehr gut gegen mich.“

Als ich aus ihrem Munde diese Worte vernahm, welche eine Betonung ihrer Rechte zu enthalten schienen, durchrieselte es mich, und

ich warf ihr einen Blick unzufriedener Ueberraschung zu. Sie errieth ohne Zweifel meine Gedanken, denn sie fuhr fort:

„O, beruhigen Sie sich. Wenn ich mich dieses Ausdrucks gegen Sie bediene, so geschieht es nur weil ich Sie von dem Geheimniß unterrichtet weiß. Was ist auch am Namen gelegen, den ich ihnen gebe, wenn sie mich lieben und wenn ich auch sie lieben kann? Ich weiß sehr wohl, daß ich hier als eine Fremde gelten muß, die man aus Barmherzigkeit aufgenommen. Sehen Sie mich traurig, so ist das nur der Fall weil ich mich erst an eine Liebe, die mir so neu ist, gewöhnen muß. Noch sind ja in meinen Augen nicht die Thränen getrocknet, die einer andern Mutter flossen.“

Wir waren jetzt beim Gehege angekommen und gesellten uns wieder zu Genoveva.

Noch an demselben Tage verreis'te ich. Nur der Drang so unerwarteter Ereignisse hatte mich verhindert, schon früher von einer mir gewordenen Einladung Gebrauch zu machen. Jetzt bedurfte ich durchaus einer mehrtägigen Entfernung, um mir über meine Gefühle klar zu werden. Ich liebte, zum ersten Mal in meinem Leben. Ich empfand es an der qualvollen Unruhe, die sich meiner bemächtigt, an einer mir früher unbekannten Freude, welche gepaart war mit nagendem Schmerz. Ich liebte ein Mädchen, welches mir in zweifelhafter Situation gegenüber gestanden, an dessen Verderben von einem gewissenlosen Speculanten systematisch gearbeitet worden war. Ich liebte das Pflegekind eines Marulas. Ein Gefühl namenloser Wonne und Befriedigung hatte es mir früher eingeflößt, daß ich sie von mir abhängig wußte, daß sie unter meinem Schutz stand, daß ich über sie verfügen konnte. In Augenblicken war der Flug meiner Phantasie so weit gegangen, daß ich ernstlich daran gedacht, sie zu mir zu erheben. Aber jetzt, da sie unabhängig von mir war, da sie sich in geachteten und gesicherten Verhältnissen befand, da es zur Befriedigung meiner Liebe für sie nur eine Brücke gab — die Heirath — jetzt, ich will es offen gestehen, kam mir der Gedanke, daß ich Die, welche vor der Welt das Kind von Mariasse und Marulas war, von der nie bewiesen werden konnte, daß sie es nicht sei, heirathen sollte, als absurd und unmöglich vor. Ich sollte und mußte entsagen — aber konnte ich es?

Die Abwesenheit vermehrte eher noch meine Unruhe und Beängsti-

gung, statt sie zu mindern. Früher als ich es beabsichtigt hatte, kehrte ich von meinem Ausflug zurück. Auf Morniere war in der Zeit eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Zurückhaltung der ersten Tagen war einer Art Vertraulichkeit gewichen. Konnte auch Viergie ihre Schüchternheit noch nicht ganz ablegen, so hatte ihr doch die aufrichtige Freundlichkeit, welche sie umfing, das Bewußtsein eingeflößt, daß ihre Stelle definitiv neben den Geschwistern sei. Sie empfing mich mit so auffallender Kälte, daß ich's nicht wagte, ihr die Hand zu reichen, und ihr gegenüber ganz außer Fassung kam.

Ueber die Gefühle der Andern war ich bald im Klaren. Genoveva war ihrer neuen Gefährtin mit aufrichtiger Schwesterliebe zugethan. In der Ungleichheit ihrer Lebensstellung erblickte sie nur einen Grund mehr, sie zu lieben und es ihr heimisch zu machen. Viergie benahm sich noch immer mit einer gewissen Zurückhaltung, welche zuweilen fast den Anstrich der Gleichgültigkeit trug. In eine fremde Welt versetzt, fühlte sie sich genirt durch die gemessenen Manieren, welche sie sich noch nicht hatte zu eigen machen können. Aber gerade ihre Zurückhaltung gab ihr ein stolzes Wesen, welches jeden Gedanken an servile Abhängigkeit vollständig ausschloß. Beobachtete man ihr Benehmen, so hätte man glauben können, daß sie sich insgeheim als Die fühlte, welche das Glück der Familie, in deren Mitte sie nur geduldet wurde, in der Hand hielt. Im Gemüth der Marquise sah es gar traurig und zerrissen aus. Trotz der Bekenntnisse Mariasse's hing ihr ganzes Herz an Genoveva, dem Kind ihrer Seele, um welches sie gezittert, für welches sie gelitten, in dem sich alle ihrer Freuden, alle ihrer Schmerzen concentrirt hatten. Oft überhäufte sie das Kind ohne äußere Veranlassung mit Liebkosungen, gleich als wolle sie dasselbe ihrer Treue versichern. Und dann wieder, wenn sie allein war mit Viergie, schloß sie diese in die Arme und bedeckte ihre Stirn mit Küssen, gleich als wolle sie um Verzeihung bitten und Ersatz leisten für die Zweifel, deren sie sich nicht erwehren konnte.

So verstrichen mehrere Wochen. Auf Morniere kam Alles immer mehr ins frühere Geleis, in mir aber nicht. Ich wollte kalt wie Eis sein, und athmete eine Atmosphäre von Feuer. Viergie, welche sich von Tag zu Tag mehr entwickelte, wurde mir immer mehr ein Räthsel. Was ihr fehlte, das studirte sie. Die eleganten Manieren, an

welchen es ihr gebrach, lauschte sie der Mutter und Schwester ab, und unmerklich entwickelte sie sich in ihrem Aeußern zur vollendeten Dame. Zu den Geschwistern wurde ihr Verhältniß ein innigeres. Da die Tante mir die Erziehung ihres Sohnes anvertraut, brachte ich täglich mehre Stunden auf Morniere zu. Theilweise wohnte sie auch dem Unterricht bei. Täglich machten wir Ausflüge. Viergie ritt einen Pony, den Genoveva ihr zum Geschenk gemacht hatte und dessen Bändigung ihre stolze Willenskraft verrieth. Bald konnte man ihr nicht mehr anmerken, daß sie in diesen Kreisen ein Fremdling gewesen. Aber zwischen ihr und mir waltete ein Zwang ob, welcher nicht weichen wollte. Frappirte mich schon gleich nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse ihre Kälte, so hatte ich dies dem Kummer und der natürlichen Verlegenheit zugeschrieben. Bald aber mußte ich bemerken, daß diese Erklärung nicht ausreiche. Ich wollte ihr nachahmen, wollte mich ihr ebenso gleichgültig zeigen, aber ich konnte es nicht. Etwas Unaussprechliches wohnte in uns Beiden. Ich konnte eine Erinnerung nicht los werden, und dasselbe schien bei ihr der Fall zu sein. Oft überraschte ich sie, wie ihr Blick mit einer düstern Gluth auf mir ruhte, die mich wie ein Feuerstrom durchdrang. Dann aber wieder, wenn ich zu ihr sprach, nahm sie einen abweisenden, stolzen Ton gegen mich an, gab mir Antworten, durch welche sie mich folterte, und aus ihren Augen blitzte es wie bitterer Haß.

Eines Tages war Genoveva, mit der Pflege ihres etwas unpäßlichen Bruders beschäftigt, nicht zum Diner erschienen. Ich leistete im Salon meiner Tante Gesellschaft, während einige Schritte von uns Viergie, über das Geländer des Perrons gelehnt, in tiefe Träumerei versunken schien.

„Ist Ihnen nicht aufgefallen," flüsterte meine Tante mir zu, „daß seit einigen Tagen eine Veränderung in der Stimmung Viergie's vorgegangen? Sie scheint mir sorgenvoll, niedergeschlagen, und ich kann nicht hinter die Ursache kommen."

„Haben Sie sie nicht danach gefragt?"

„Ja, aber sie gab mir ausweichende Antworten. Ich fürchte, das arme Kind hat einen geheimen Kummer, den sie mir nicht anvertrauen mag."

In diesem Augenblick trat Viergie wieder ein, setzte sich in schlaffer Haltung an das Piano und ließ mechanisch die Finger über die Tasten gleiten. Die Marquise warf mir einen besorgten Blick zu, und sagte: „Viergie, liebes Kind, mache doch lieber mit Jean eine Tour durch den Park, statt so für Dich hinzubrüten."

„Wie's Ihnen beliebt," antwortete Viergie gleichgültig. „Kommen Sie?" fügte sie, zu mir gewendet, hinzu, und ohne mich anzusehen, ging sie hinaus, dem Teich zu.

„Am Rand des Teiches ist es feucht," sagte ich. „Möchten Sie nicht lieber auf die Terrasse gehen?"

„Wie Sie wollen."

Damit schlug sie den Weg durch die Allee ein. Mit unserer Entfremdung war es so weit gekommen, daß wir, wenn wir uns allein befanden, kaum noch mit einander sprachen. So ging ich schweigend neben ihr her. Ihre Bewegungen verriethen eine Art fieberhafter Ungeduld; wie durch eine geheimnißvolle Sympathie mit ihr verbunden, fühlte ich, daß sie einen schmerzlichen Gedanken auf der Seele habe, und hätte ihn so gern mit ihr getheilt. Meinen Reflexionen überlassen, empfand ich, indem ich sie betrachtete, die qualvolle Aufregung, gegen die ich mich in ihrer Gegenwart nicht mehr waffnen konnte. Unwillkürlich gedachte ich der Zeit, in der sie m e i n, von mir abhängig gewesen war. Wie schnell war dieser Traum zerronnen! In den Eindrücken der Vergangenheit weilend, bewunderte ich wie früher diese berauschende Schönheit, die harmonischen Bewegungen dieser eleganten, elastischen Gestalt. Eine gelös'te Haarflechte flatterte auf ihrem Halse hin und her, und die durch das Laubwerk brechenden Strahlen der untergehenden Sonne legten ein purpurnes Diadem um ihre Stirn. Endlich wurde ihr Schweigen mir unerträglich, und ich fragte sie, was ihre Gedanken so ausschließlich in Anspruch nehme.

Wie aus tiefem Traum erweckt, schrak sie zusammen. „Woran ich denke?" antwortete sie verwundert. „Weßhalb fragen Sie mich danach?"

„Weil ich, indem ich Sie so vertieft sah, fürchtete, daß Ihnen ein Kummer das Herz bedrücke."

„Und wäre dies der Fall, was könnten Sie daran ändern?" erwiderte sie, in fast verächtlichem Tone.

„Ich würde Ihnen zu bedenken geben, daß man sich bisweilen un-

nöthiger Weise Sorgen macht, die ein Freund sofort zerstreuen könnte, wenn man sich ihm nur anvertrauen wollte."

„O, ich bin ja viel zu glücklich, als daß ich Ihres Trostes bedürfen sollte! Habe ich hier nicht Alles, was ich nur wünschen kann — auch ganz abgesehen von Ihrer kostbaren Freundschaft?"

„Es wäre sehr unrecht von Ihnen," antwortete ich ein wenig verletzt, „wenn Sie an die Aufrichtigkeit dieser Freundschaft zweifelten."

„Ei freilich," erwiderte sie ironisch, „auf diesem Schlosse ist ja Alles aufrichtig. Man verhätschelt und verzieht mich, achtet selbst meine Launen, und es ist wirklich unrecht von mir, daß ich nicht fortwährend ein entzücktes Lächeln auf den Lippen trage."

„Aber, mein Gott, was haben Sie nur?" rief ich, erschreckt über diesen Ausbruch bittern Gefühls.

„Nichts. Wir plaudern ja nur. Was könnte ich wol haben?"

„Sie leiden, Viergie! Worte wie die, welche Sie gesprochen, können Ihnen unmöglich aus dem Herzen kommen."

Verwirrt und aufgeregt blickte sie mich einen Augenblick an, und sprach darauf leidenschaftlich: „Nun ja, ich leide, ich ersticke in diesem Luxus, in diesem Glück, in diesem Zwange, welcher meine Gedanken und jedes Wort, das meinen Lippen entflieht, gefesselt hält. Ich leide inmitten dieser unaufhörlichen Aufmerksamkeiten, welche mir lästig fallen, inmitten dieser Liebesbeweise, mit denen man mich zu jeder Stunde, an jedem Ort überhäuft, und die mir nicht einmal gestatten, mich auszuweinen, weil man meine Thränen als Beleidigung empfinden müßte. Es dürstet mich nach der Einsamkeit in freier Luft. Es gelüstet mich, durch den Staub der Straßen zu eilen, für mich allein zu träumen. Ja, leben möchte ich, sei es auch nur um meinen Schmerz genießen zu können!"

Darauf brach sie in einen Thränenstrom aus, und ihre Brust hob sich in krampfhaftem Schluchzen.

„Viergie!" rief ich ergriffen, „was ist die Ursache dieser Thränen?"

Sie antwortete nicht. Ich wollte ihre Hand fassen, aber kaum berührte ich sie, als sie dieselbe heftig zurückzog. „Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" rief sie mit zorniger Bewegung. „Fühlen Sie denn nicht, daß Sie mir widerwärtig sind — daß ich Sie verabscheue — daß ich Sie hasse?"

„Sie könnten mich hassen, Viergie?"

„Ach, Verzeihung, Verzeihung!" rief sie, leidenschaftlich meine Hand ergreifend. „Hören Sie nicht auf das, was ich sage! Wenn Sie wüßten, wie ich leide!"

Ich fühlte mich im Tiefinnersten erschüttert. Sie war in einem Zustande, der mich befürchten ließ, daß sie ohnmächtig werden möchte. Ich nahm sie auf den Schooß, wie ein Kind, dem man Trost zusprechen will, und den Kopf an meine Schulter gelehnt, weinte sie bitterlich. Ihre Thränen flossen auf meine Hände herab. Als es mir gelungen war, sie ein wenig zu beruhigen, machte ich ihr sanfte Vorwürfe darüber, daß sie so lange ihren Schmerz vor mir verborgen gehalten. Düster hörte sie mir zu, und erwiderte endlich: „Wie könnte ich Ihnen sagen, was ich empfinde? Ist es doch mir selbst ein Räthsel. Wie kann ich's Ihnen erklären, daß ich eine gehässige Eifersucht gegen Alles empfinde, was mich hier umgibt, — gegen Genoveva, gegen meine Mutter, während ich freudig mein Leben hingeben würde, um ihnen einen Schmerz zu ersparen! Es gibt Augenblicke, in denen ich, das Herz von einer Zärtlichkeit erfüllt, welche ich nicht überströmen zu lassen wage, mich vor ihnen auf die Kniee werfen möchte, worauf plötzlich eine dämonische Stimme mir zuflüstert, daß ich ihre Feindin bin. Alles, was sie so edel, so lauter und anbetungswürdig macht, ist für mich eine Demüthigung und erregt meinen Zorn. Bittere Erinnerungen aus meiner Kindheit tauchen in mir auf. Wurde ich doch erzogen im Haß gegen die Familie, welcher ich stets hätte angehören sollen! Nicht wahr, das ist alles unsinnig, abscheulich, unerklärlich. Ich finde meine Mutter wieder, und ich bin undankbar. Ich leide, ohne zu wissen, weßhalb. Inmitten des Glücks, welches mich betäubt, denke ich zurück an das Elend, welches mir wenigstens die Freiheit ließ, und sehne mich danach. — Ach Sie sehen ja, ich bin schlecht!" schloß sie verzweiflungsvoll, und wie über sich selbst erschreckend.

„Nein, Viergie, Sie sind nicht schlecht, sondern krank. Gewohnt, regellos umherzustreifen und in der Einsamkeit zu träumen, kommen Sie sich hier gefangen vor, wie der Vogel im goldnen Käficht. Daher diese Qual, diese Unruhe und Beängstigung, welche Sie für Undank halten. Daher diese Ungeduld, welche Ihr unbändiger Character noch nicht zu zügeln weiß."

„Es ist möglich, daß Sie Recht haben," antwortete sie nachdenklich. „Aber ich leide sehr, das mögen Sie mir glauben."

Wir gingen aufs Schloß zurück, und sie suchte Genoveva auf, damit die Marquise nicht ihre verweinten Augen bemerke.

„Jetzt werden Sie mich verabscheuen," sagte sie, als wir uns trennten.

Ich wollte mich dagegen verwahren, aber sie unterbrach mich. „Was liegt denn auch daran?" sagte sie, mit plötzlich wieder erwachender Bitterkeit, gleich als bereute sie, sich für einen Augenblick schwach und weich gezeigt zu haben. „Vielleicht ist es für mich das Beste, daß Sie mich hassen!" und damit eilte sie davon.

Ich vertraute meiner Tante von dieser Unterredung so viel ich durfte. Wir wußten jetzt wenigstens, was wir von der Niedergeschlagenheit denken sollten, welche diesen lebhaften, blühenden Organismus zu zerstören drohte. Es war uns jetzt klar, daß der Wechsel in der Stellung Viergie's zu plötzlich vor sich gegangen, daß es für sie eines Uebergangs bedurfte. Als wir uns am nächsten Morgen vom Frühstück erhoben, sagte meine Tante: „Es ist nothwendig, Viergie, daß Du für einige Tage Genoveva bei den Armen ablösest. Gehe hinüber zu Mutter Romain; sie ist krank und bedarf der Hülfe."

Viergie schloß hieraus, daß ich mit ihrer Mutter gesprochen. Sie warf mir einen dankbaren Blick zu, nahm alsdann die Hand der Marquise und küßte sie mit Inbrunst. „Wie gut Sie sind!" flüsterte sie.

Von diesem Tage an übernahm Viergie, in Folge stillschweigenden Uebereinkommens, das Unterstützungsfach. Es wurde ihr so die nöthige Freiheit und Beschäftigung zu Theil, und die damit verbundene Sorge verwischte die bösen Erinnerungen aus ihrer Seele. Zugleich gewann sie dadurch die Zuneigung von Leuten, welche früher mit Geringschätzung auf sie herabgesehen, und Niemand eignete sich mehr für die Aufgabe, als sie, denn versteht sich doch Der am besten auf die Leiden Anderer, welcher selbst viel gelitten. Sie kannte die verschämten Armen, welche der Hülfe am meisten würdig und bedürftig, und bald gab es keine Hütte mehr, in der sie nicht als helfender Engel bekannt war. Um ihr das Gefühl der Gefangenschaft bis auf die leiseste Spur zu nehmen, vertraute meine Tante ihr einen Schlüssel zum Park, so daß sie sich in jedem Augenblick entfernen konnte. Oft

ging sie, selbst ohne Vorwissen der Dienstboten, schon früh Morgens in Bauerntracht aus, und bei ihrer Rückkehr erfuhr man, daß sie Arme besucht hatte, die meilenweit entfernt wohnten. Die Gegend war zu sicher und sie war mit derselben zu vertraut, als daß man ihretwegen Besorgnisse hegen konnte, und stets kehrte sie froh und glücklich von diesen Ausflügen zurück, um die Marquise schon beim Aufstehen begrüßen zu können.

Aber obgleich Viergie sich Mühe gab, auch gegen mich vertraulicher zu sein, fühlte ich doch, daß sie mir gegenüber nach wie vor befangen blieb, als sei das Gefühl des Hasses, welches sie in jenem Augenblick hatte hervortreten lassen, stärker als ihr Wille. In ihrem widerspruchsvollen Geiste ging offenbar ein heftiger Kampf vor. Oft war es, als wollte sie mich um Verzeihung bitten, und dann durchströmte es mich, obgleich ich den Sieg über mich selbst davonzutragen suchte, mit namenlosem Entzücken.

Eines Morgens, als ich nach dem Schlosse ritt, traf ich Viergie wieder am Kreuze. Wie früher, saß sie auf den steinernen Stufen, und beim Ausruf der Ueberraschung, welcher mir entfuhr, sagte sie munter:

„Ich wollte Sie einmal wieder hier erwarten. Wenn Sie das Pferd Ihrem Diener übergeben, können Sie mich nach Hause begleiten.“

Ich stieg ab, sie nahm meinen Arm, und wir schlugen einen Fußweg ein, der direct nach Morniere führte.

„Kaum hätte ich Sie in diesen Bauernkleidern erkannt,“ sagte ich.

„Gehe ich zu den Armen, so ziehe ich diese Kleider an. Da stehe ich ihnen näher, und sie können mich nicht für hochmüthig halten. Stelle ich mich ihnen gleich, so verzeihen sie mir mein Glück. Ich bin ja nur die Hand, welche die Gaben darreicht, und ihnen gelte ich als Bedienstete des Schlosses, deren Aufgabe es ist, die Wohlthaten auszutheilen. Aber warum blicken Sie mich so verwundert an?“

„Ich wundere mich über die Einfachheit, mit welcher Sie Gefühle voll der zartesten Bedeutung ausdrücken.“

„So? Das wußte ich nicht. Da müssen wol in der jungen Wilden gute Eigenschaften verborgen sein, von denen sie selbst keine Ahnung hat und die Sie dort am wenigsten gesucht haben.“

„Sind Sie jetzt glücklich, und ist es in Ihnen ruhiger geworden?“

„Ganz sind die Grillen noch nicht fort, aber ich weiß jetzt mit ihnen umzuspringen. Ein fremdes Wesen werde ich wol immer in der Welt bleiben, in welche das Schicksal mich geworfen. Gehöre ich Ihrer Race an, so habe ich doch die Milch einer Zigeunerin getrunken, und meine Adern durchlodern Flammen, welche Alles, Gutes und Böses, in mir zu Extremen gestalten.“

„Sie machen mich ja ganz ängstlich!“ sagte ich scherzend.

„Ja, spotten Sie nur!“ erwiderte sie, plötzlich wieder ernst werdend. „Ich fürchte mich bisweilen vor mir selbst.“

„Sie sind doch nicht gar abergläubisch, und wähnen sich einem finstern Verhängniß verfallen?“ fragte ich besorgt.

„Das nun eben nicht. An Vorherbestimmungen glaube ich nicht. Aber ich glaube einfach, daß ich entweder sehr gut oder sehr schlecht sein kann, weil ich nun einmal ein unbändiger Character, und für das Joch der Convenienz, welchem Sie sich beugen, nicht geeignet bin. Alles empfinde ich bis zum Aeußersten, und darum fürchte ich bisweilen, daß ich meine natürlichen Instincte nicht werde zügeln können.“

„Aber sind Sie nicht von Einflüssen umgeben, deren Leitung Sie sich ruhig überlassen können?“

„Ja wol; aber“ — fügte sie leiser hinzu — „unter diesen Einflüssen gibt es nur einen, der Alles über mich vermag, und diesen fürchte ich am meisten.“

„Welcher Einfluß ist das?“ fragte ich, betroffen durch den eigenthümlichen Ton, in dem sie das sagte.

„Es ist der Ihrige! Ihren Einfluß fürchte ich am meisten, weil ich fühle, daß er allen meinen Beängstigungen zu Grunde liegt. Es besteht zwischen uns ein unsichtbares, geheimnißvolles Band. Es gibt Augenblicke, in denen Ihre Gegenwart mich beruhigt und beglückt, und dann wieder solche, in denen schon der Klang Ihrer Stimme böse Instincte und schlimme Gedanken in mir wach ruft. Ich weiß dann nicht mehr, ob ich liebe oder hasse, ob ich glücklich oder elend bin. Dann empfinde ich das Bedürfniß, durch die Wälder zu rennen, um

mir selbst zu entfliehen. Sie sehen, ich habe jetzt einen Augenblick der Offenheit und Demuth. Trotz meiner Unarten sind Sie stets gut gegen mich gewesen, und ich habe Sie heute Morgen erwartet, um Ihnen zu danken. Und sage ich Ihnen dies Alles, so geschieht es weil ich mir vorgenommen habe, recht gut, recht artig und vernünftig, recht civilisirt zu werden, und weil ich Ihnen ans Herz legen möchte, daß Sie mir dabei mehr als sonst Jemand behülflich sein können."

„Wissen Sie aber auch bestimmt, daß Sie bei der Veränderung gewinnen würden?"

„Nehmen Sie sich in Acht!" erwiderte sie lächelnd. „Das könnte als Compliment gelten, und mich in meiner Wildheit nur bestärken."

„Was Sie Wildheit nennen, erscheint mir als eigenthümliche Anmuth, und vielleicht ist es besser, Sie bleiben so."

„Damit soll wol gesagt sein, daß ich mich der Hoffnung entschlagen muß, jemals die civilisirte Anmuth Genoveva's zu gewinnen?" erwiderte sie mit einer Miene so souverainer Eleganz, daß ich für den Augenblick vollständig davon entzückt war.

„Durchaus nicht, denn Sie haben schon zur Genüge gezeigt, was Sie in dieser Richtung leisten können. Ich wollte nur andeuten, daß die Ihnen eigene Anmuth Ihnen besser steht als die schüchterne Zurückhaltung, welche wohlerzogene junge Mädchen sich in den Salons aneignen."

„Und doch lieben Sie diese schüchterne Zurückhaltung an Genoveva!"

„Gewiß, denn wie sie nun einmal ist, kann ich sie mir ohne dieselbe nicht denken."

„Verstehe ich Sie recht, so ist Genoveva Ihnen wie die Lilie, welche durch ihre ruhige Pracht entzückt. Ich aber bin eine wilde Pflanze, welche eben wächst wie Wind und Wetter es ihr erlauben, halb Blume, halb Unkraut. Und da kommt es darauf an, ob ich mich acclimatisiren und im Treibhaus leben kann ohne den niedrigen Ursprung gar zu sehr hervortreten zu lassen."

„Bleiben Sie nur immer so, wie Sie in diesem Augenblick sind, — freundlich und vertrauensvoll. Ihr einziger Feind ist Ihre Einbildungskraft, welche sich mit dem Leben wie es ist, nicht befreunden will. Das Glück ist ein einfacheres Gut als Sie glauben. Fassen Sie

Vertrauen, und kann ich Ihnen helfen, so verfügen Sie über mich wie über einen unbedingt ergebenen Freund."

„Ist es wirklich wahr? Darf ich auf Ihre Zuneigung rechnen?"

„Haben Sie jemals daran gezweifelt?"

Sie zögerte. Ich wiederholte meine Frage.

„Darf ich Ihnen ganz offen antworten?"

„Das erwarte ich von Ihnen."

„Nun denn, ja, ich habe daran gezweifelt! Oft glaubte ich aus einer gewissen Kälte, einer Verlegenheit schließen zu müssen, daß meine Anwesenheit auf dem Schlosse Ihnen nicht passe, daß es Ihnen lieber wäre, wenn man mich dort nie aufgenommen."

„Was hat Ihnen das Recht zu diesem abscheulichen Verdacht gegeben?" rief ich heftig.

„Es war nur ein Gefühl, nur ein Eindruck. Sprachen Sie mit Genoveva, so war es mir, als würden Sie plötzlich still, wenn ich hinzutrat. Bei meiner Annäherung schien Ihre Offenheit sich in Verschlossenheit zu verwandeln, Ihre Wärme zu Eis zu erstarren — gleichsam als fühlten Sie das Nahen von etwas Unheilvollem."

Die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs brachte mich beinahe außer Fassung, obgleich ich's mir nicht merken ließ.

„Das liegt nur in Ihrer Einbildung. Zwischen Genoveva und mir gibt es gemeinschaftliche Jugenderinnerungen, welche eine geschwisterliche Vertraulichkeit unter uns rechtfertigen. Was Sie für Kälte halten, ist die Gemessenheit, welche jeder gebildete Mann einem jungen Mädchen gegenüber beobachten muß, welchem er nicht blutsverwandt ist."

„Ist das Alles?" fragte sie, sich herabbeugend und zu mir emporblickend. „Bin ich Ihnen wirklich eine Freundin?"

„Ich verlange, daß Sie daran nicht zweifeln."

„Nun, als Ihre Freundin müssen Sie mich auch Ihres Vertrauens würdig finden, und kraft meines Rechtes will ich Ihnen eine Frage vorlegen."

„Fragen Sie nur."

„Nehmen Sie sich in Acht!" sagte sie lächelnd, aber bewegt, „ich werde sehr indiscret sein."

„Ich habe kein Geheimniß vor Ihnen."

„Nun, wolan, dann antworten Sie mir nur ein einziges Wort: Lieben Sie Genoveva?“

„Gewiß, ich liebe sie wie eine Schwester.“

„Wie eine Schwester? Nicht mehr?“ wiederholte sie, sich wieder herabbeugend und mich mit durchbohrendem Blick fixirend. „Sie sind also nicht mit ihr verlobt? O,“ fuhr sie lebhaft fort, „glauben Sie nicht, daß nur müßige Neugier mich treibt. Diese Frage ist das Unterpfand meiner Aufrichtigkeit, meines redlichen Wunsches, Alles zu vermeiden, was Sie oder Genoveva unangenehm berühren könnte. Meine Stellung zwischen Ihnen ist so eigenthümlicher Art, daß ich stets fürchte, die Schranke der Zurückhaltung zu überschreiten, welche ich respectiren muß. Eine Zurückweisung, welche meinen Stolz verletzte, wäre mir schrecklich. Antworten Sie mir so offen, wie ich Sie frage.“

„Meine offene Antwort ist, daß Sie die Stellung, welche Sie unter uns einnehmen, noch immer verkennen, und der Grund hierfür liegt in einem Mangel an Vertrauen, welcher Ihnen zum Vorwurf gereicht. Sie gehören genug zur Familie, stehen uns nahe genug, um verlangen zu können, daß wir kein Geheimniß vor Ihnen haben. Wäre ich mit Genoveva verlobt, so würden Sie es wissen, und in unserer Plauderei würde nichts liegen, was Sie nicht ebensogut hören könnten, wie die Mutter. Sie würden uns also nie geniren können.“

Aus dem ernsten Ton, in dem ich dies sagte, glaubte sie einen Vorwurf entnehmen zu müssen.

„Ach ja,“ antwortete sie traurig, den Kopf abwendend, „da sehen Sie, wie schlecht ich bin. Selbst wenn ich es gut meine, kann meine innere Verderbtheit sich nicht verleugnen. Welche Mühe wird es Ihnen machen, mich zu bessern!“

„Es wird genügen, daß Sie Ihrem Herzen mehr vertrauen, als Ihrer Einbildungskraft.“

„So waltet also künftig Freundschaft, aufrichtige Freundschaft, zwischen uns?“ erwiderte sie, mir die Hand reichend.

„Wahre, innige Freundschaft!“ Und damit trennten wir uns beim Eintritt ins Schloß.

Obgleich sich in Viergie's Fragen vielleicht nur die natürliche Neugier eines jungen Mädchens dem Mysterium der Liebe gegenüber

verrieth, ließ die Unterredung doch eine peinliche Unruhe in mir zurück. Indem ich jetzt über Viergie's eigenthümliches Wesen, über ihr stets wechselndes Benehmen nachdachte, dämmerte ein Verdacht in mir auf, den ich von mir abzuwehren suchte, der aber dennoch nicht weichen wollte. Es war nicht das erste Mal, daß Viergie auf mein Verhältniß zu Genoveva anspielte, und Vieles, was mich an ihr gewundert, konnte ich jetzt, da meine Gedanken diese Richtung einschlugen, nur der Eifersucht zuschreiben. War mein Verdacht begründet, würde ich dann dem Zauber widerstehen können? Und war es möglich, war es denkbar, daß ich Die zur Würde meiner Gattin erhob, welche, wie es auch um ihre Herkunft bestellt sein mochte, vor der Welt immer nur als Tochter von Marulas gelten konnte? Alle Zweifel, alle Qualen erwachten in mir aufs Neue. Ich mußte mich waffnen, um nicht zu unterliegen.

Als ich Viergie im Salon antraf und sie mir lebhaft, mit einem neuen Ausdruck offener Herzlichkeit entgegentrat, begegnete ich ihr mit solcher Zurückhaltung, daß sie glaubte, es müsse sich etwas Unerwartetes ereignet haben. „Was ist Ihnen passirt?" fragte sie erstaunt.

„Nichts," antwortere ich beklommen.

Genoveva's Anwesenheit bot mir glücklicherweise einen Ausweg aus der Verlegenheit; aber was ich auch thun mochte, Viergie empfand meine Zurückhaltung, welche nach der herzlichen Unterredung, die wir soeben gehabt, ihr eine doppelt schmerzliche Enttäuschung bereiten mußte. Ihr fragender, besorgter Blick hatte für mich etwas unendlich Rührendes. Aber ich dachte, daß ein Wort über die ganze Zukunft entscheiden könne — und ich fürchtete mich.

Als ich am Abend Abschied nahm, blieb ich auf der Schwelle des Salons stehen, um noch mit Genoveva zu plaudern. Unten beim Perron anlangend, fand ich mich plötzlich Viergie gegenüber. Es war schon halb dunkel, aber dennoch gewahrte ich ihre verzerrten Züge und den dunkeln Glanz ihrer Augen.

„Sie haben mich belogen!" sagte sie mit scharfer Betonung. „Sie lieben Genoveva!"

Und ehe ich von meinem Erstaunen zurückkommen konnte, war sie verschwunden.

Als ich am nächsten Morgen nach Morniere kam, theilte meine Tante mir mit, daß sie einen Brief von einem Verwandten ihres Mannes, Sir Clarence O'Brien, erhalten, der seinen Besuch ankündige und wahrscheinlich einige Tage auf dem Schloß verweilen werde. Ich hatte diesen Namen schon von Genoveva und ihrer Mutter erwähnen gehört, wenn sie von Martinique sprachen. Ich wußte, daß Sir Clarence der Sohn einer Cousine des Marquis Senozan sei, die einen irländischen Officier geheirathet und deren gerade zur rechten Zeit fällig gewordene Erbschaft den Marquis vor vollständigem Ruin gerettet. Ueberdies war es mir bekannt, daß Sir Clarence vor einigen Jahren eine Reise nach den Colonieen gemacht und während etlicher Monate der Gast meines Onkels gewesen. Der jetzt angekündigte Besuch hatte also nichts Befremdendes; aus dem Ton, in welchem die Tante es sagte, glaubte ich jedoch zu entnehmen, daß sie einigen Verdruß darüber empfinde, und ließ sie meinen Verdacht merken.

„Allerdings," antwortete sie nicht ohne Verlegenheit, „ist mir dieser Besuch nicht gerade angenehm. Ich hatte gehofft, Erklärungen über ein Project vermeiden zu können, das er mir wahrscheinlich ins Gedächtniß rufen wird."

„Darf ich mir die Frage erlauben, welcher Art dies Project ist, und ob es mir vielleicht vergönnt wäre, Ihnen in irgend einer Weise behülflich zu sein?"

„Sie kommen meinem Wunsche zuvor, denn es handelt sich dabei um meine Tochter."

„Es ist doch nicht ein Heirathsantrag, oder gar ein Verlöbniß?"

„Nein, so weit sind wir noch nicht, wenigstens nicht officiell, denn Alles wurde ohne Genoveva's Vorwissen abgemacht. Auch weiß Sir Clarence sehr wohl, daß, obgleich Herr Senozan mit ihm einverstanden, ich seinen Plänen keineswegs günstig war. Aber eben deshalb hoffte ich, daß er ferneren Schritten entsagt habe, und fürchte jetzt, daß er hierher kommt um seine Werbung in aller Form vorzubringen."

„Besteht für Sie ein Grund, dieselbe zurückzuweisen?"

„Es ist ihm durchaus nichts vorzuwerfen. Dem Stande und Vermögen nach ist er so ziemlich unseres Gleichen, und Sie werden ihn als einen sehr liebenswürdigen, feingebildeten Mann kennen lernen. Aber ich glaube nicht, daß sie für einander passen würden. Es liegt in

seinem Wesen eine kalte Gemessenheit, die in gar zu schroffem Contrast zur warmen Offenherzigkeit Genoveva's steht. Denke ich mir, daß sie allein mit ihm auf seinem Schloß in Irland leben sollte, so ist es mir, als müßte sie sich dort grenzenlos unglücklich fühlen. Vielleicht steckt hinter dieser Abneigung nur der Egoismus der Mutter, welche vor dem Gedanken an die Trennung von ihrem Kinde zurückbebt. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, es lag mir daran, daß Sie von Allem unterrichtet seien, damit Sie, als wahrer Freund und bestimmter Vormund meiner Tochter, ein unmittelbares Interesse daran hätten, sich ein Urtheil über Sir Clarence zu bilden. Hat alsdann sein Besuch den Zweck, welchen ich vermuthe, so werden Sie mir mit Ihrem Rath zur Seite stehen."

„Sind Sie überzeugt, daß Genoveva von den Plänen ihres Vaters keine Ahnung hat?"

„Das weiß ich bestimmt. Sie steht Sir Clarence völlig unbefangen gegenüber."

In diesem Augenblick trat Genoveva ins Zimmer. Ich gab der Marquise einen Wink, ihr die Mittheilung zu machen. Sobald dies geschehen, rief sie lachend: „Ei, das wird amüsant. Da mögen sich die Fische unserer Durance in Acht nehmen. Machen Sie sich darauf gefaßt, Jean, den leidenschaftlichsten Fischer der vereinigten drei Königreiche kennen zu lernen."

In der nächsten Minute erschien Viergie. Ich hatte erwartet, daß sie mir stolz und kalt gegenübertreten werde, aber zu meiner Ueberraschung empfing sie mich fast herzlich, wenn auch meinem geübten Blick die geheime Bitterkeit nicht entging, welche sich hinter der zur Schau getragenen Unbefangenheit verbarg. Es that mir dies so weh, und die Lage, in der ich mich befand, wurde mir so peinlich, daß sich mir die Nothwendigkeit aufdrängte, in nächster Zeit Chazol zu verlassen. Als ich ihr die Hand geben wollte, blickte sie mich erstaunt an, und nur mit Zögern streckte sie die ihrige aus. „Ich dachte, auch dies sei ein Mißverständniß," sagte sie leise.

Am nächsten Tage, gegen Mittag, hielt eine Equipage vor dem Schloß. Auf den ersten Blick erkannte ich in Dem, welcher aus dem Wagen stieg, den echten Gentleman, wie nur die britische Aristokratie ihn zu erziehen vermag. Sir Clarence ist ein Mann von etwa fünf-

undzwanzig Jahren, mit hellblondem, fast röthlichem Haar, groß, von elegantem Wuchs, elastischen, aber gemessenen Bewegungen. Sein männliches, gedankenvolles Gesicht hat etwas entschieden Distinguirtes. Sein ganzes Wesen athmet die Zuversicht eines Mannes, welcher sich reich und vornehm weiß, aber zu viel Geist hat, um sich dieser ihm vom Schicksal in den Schooß geworfenen Vorzüge zu überheben.

Nach den Bewillkommnungsworten stellte meine Tante uns einander vor. Als er hörte, daß ich der Neffe der Marquise sei, grüßte er mich cordial, wenn auch mit gemessener Würde, und fragte alsdann nach Genoveva.

In demselben Moment öffnete sich die Thür. Als er Genoveva erblickte, ging er ihr einige Schritte entgegen; aber plötzlich blieb er, beim Anblick Viergie's, welche hinter Genoveva zum Vorschein kam, zögernd und verlegen stehen. Meine Cousine brach in ein herzliches Gelächter aus. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein," sagte er; „ich wußte nicht, daß Sie eine Schwester hätten."

„Fräulein Viergie, meine Adoptivtochter," fiel meine Tante lebhaft ein.

Er verbeugte, Viergie verneigte sich, und jetzt, da die Vorstellungen überstanden, entspann sich zwischen meiner Tante, Genoveva und Sir Clarence eine Unterhaltung über das, was sich seit ihrer Abreise von Martinique zugetragen. Obgleich eine gewisse Etiquette zwischen ihnen beobachtet wurde, verrieth doch ihre Sprache die Familiarität, welche zwischen Verwandten am Platz ist. Aus der heiteren Unbefangenheit Genoveva's entnahm ich, daß sie in ihm nichts als den liebenswürdigen Gefährten bei verschiedenen Vergnügungspartien erblickte. Bald kam die Rede auf die Provence, in welcher Sir Clarence nie zuvor gewesen, und ich gab ihm einige Aufschlüsse über dieses Land. Indem er mir höflich zuhörte, ruhte fortwährend sein Blick auf Viergie, und leicht konnte ich bemerken, wie er über die eigenthümliche Erscheinung einer so frappanten Aehnlichkeit zwischen zwei einander nicht blutsverwandten Mädchen nachsann.

Natürlich fiel es mir zu, die Honneurs des Hauses zu machen. Beim Diner wurde einigermaßen das Eis gebrochen, und ich ging mit dem Gaste in den Park, wo wir, indem wir unsere Cigarre rauchten, bald auf die Jagd zu sprechen kamen — ein Gegenstand, über welchen

sich Die zu unterhalten pflegen, welche sonst nicht recht etwas mit einander anzufangen wissen. Da thaute er vollends auf, und als ich ihm eine Jagdpartie für den nächsten Tag vorschlug, war sein Phlegma verschwunden. Er sagte mir, daß er eben aus Schottland komme, und sich mit seiner Yacht nach Norwegen, bis an die Grenzen Lapplands, begeben werde. Dort habe er sich eine Hütte an einem See errichten lassen, wo er dem Fischfang und der Entenjagd obliegen wolle. Er bat mich dringend, ihn dort zu besuchen, gleich als wäre es nur ein Katzensprung. Indem wir den Rückweg nach dem Schloß antraten, fragte er: „Fräulein Viergie ist wol eine Verwandte der Marquise?"

„Sie ist eine Waise, welche von der Marquise adoptirt worden."

„So!" antwortete er ruhig. „Sie hat also weiter keine Familie?"

„Keine andere, als die, welche sie hier gefunden."

„So! Danke Ihnen!"

Die Anwesenheit des Lord Clarence mußte zwischen Viergie und mir eine Art Waffenstillstand zu Wege bringen. Die Krankheit meiner Tante machte das Schloß zu einem so wenig heitern Aufenthalt für einen Gast, daß ich so viel wie möglich für Amusements außerhalb desselben sorgen mußte, und diese konnte unserm Sportsmann hauptsächlich nur die Jagd bieten. Abgesehen von dem Phlegma, war er übrigens ein angenehmer Gesellschafter. Sprach er wenig, so sprach er dafür gut. Auch merkte ich bald, daß die anscheinende Apathie keineswegs die Entschiedenheit ausschloß. In allen Dingen war er vollständig Herr seiner selbst, und bei Allem, was er that, machte er den Eindruck eines ganzen Mannes. Der Vermuthung meiner Tante über den Zweck seines Besuches eingedenk, hätte ich ihn gern ausgeforscht, fand aber bald, daß er in dieser Beziehung undurchdringlich war. Gegen beide Mädchen beobachtete er streng die kalte Eleganz, welche ihn nie verließ; aber es lag in der Aufmerksamkeit, welche er Viergie zeigte, eine so zarte und ehrerbietige Zuvorkommenheit, daß ich seinen Tact gegen die Waise bewundern mußte.

„Du hast in Lord Clarence eine Eroberung gemacht!" sagte eines Tages Genoveva lachend zu Viergie.

„So!“ antwortete sie, den Ton des Edelmanns nachahmend. „Ich bin ein viel zu unbedeutendes Wesen für den Nebelprinzen, wie Du ihn nennst. — Was sagen Sie dazu?“ sagte sie, zu mir gewendet, mit der stolzen, spöttischen Koketterie, die sie nur gegen mich zur Schau trug, und welche die feindselige Absicht unverkennbar hervortreten ließ.

„Das wird Sir Clarence Ihnen besser sagen können als ich,“ antwortete ich, mit einer Bitterkeit, über welche ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte.

Bei dieser schroffen Antwort schoß eine düstere Flamme aus ihren Augen hervor.

„Wirklich?“ antwortete sie trotzig. „Nun, Sie mögen Recht haben, und ich danke für den freundlichen Rath.“

Genoveva erblickte hierin nur eines der kindischen Scharmützel, wegen deren sie uns so oft geneckt hatte, und von Lord Clarence war weiter nicht die Rede. Jedoch bemerkte ich, daß mit dem Aeußern Viergie's eine auffallende Veränderung vor sich ging, gleich als wollte sie mir zum Trotz die Aufmerksamkeit erzwingen, welche sie bis dahin nur als einfachen Tribut der Galanterie vom Gaste entgegengenommen. Anfangs lächelte ich über dies Zeichen weiblicher Schwäche, mußte aber bald empfinden, daß ich weniger gleichgültig dagegen war, als ich's mir gestehen mochte. Eines Abends spielte Sir Clarence mit der Marquise Schach, während die beiden Mädchen musicirten. Viergie sang Gounod's „Ave Maria“, während Genoveva sie begleitete. Schon bei den ersten Tönen dieser hellen, durch ihren naiven, leidenschaftlichen Ausdruck bezaubernden Stimme blickte Lord Clarence auf und horchte überrascht. Als Viergie geendet hatte, schritt er ernst zu ihr hin.

„So habe ich noch nie singen hören, Fräulein. Würden Sie mir wol die Gunst erweisen, das Stück zu wiederholen?“

Lachend, und durch diesen Lobspruch ein wenig in Verlegenheit gebracht, kam sie der Aufforderung nach. Seine Augen wichen nicht von ihr, gleich als wollte er im Strahl dieses so reinen und ausdrucksvollen Antlitzes die Seele der Sängerin erhaschen. Als die letzten Töne verklungen waren, sah er sie noch immer still und träumerisch an, und sagte alsdann, ihre Hand ergreifend: „Viergie, wahrlich, so hörte ich

nie zuvor singen. Ich danke Ihnen!“ Und damit ging er auf seinen Platz zurück.

Stolz auf einen so schmeichelhaften Erfolg, wendete sich Viergie zu mir und sagte mit einem leisen Anflug von Spott: „Ist mir dies Mal der von Ihnen gewünschte Ausdruck gelungen?“

Ich wußte selbst nicht, weßhalb ich in diesem Augenblick einen so heftigen Aerger empfand. „Nach der Lobeserhebung des Sir Clarence kann Ihnen an meiner Meinung wenig gelegen sein,“ antwortete ich kurz.

Sie warf mir einen Blick voll Trotzes zu. In unbeschreiblicher Stimmung kehrte ich nach Hause zurück. Ueber das, was mich durchtobte, konnte ich mich keiner Täuschung mehr hingeben; es waren die Qualen der Eifersucht.

So verflossen mehrere Tage. Mein Verhältniß zu Viergie verbitterte sich mittlerweile immer mehr. Sie schien es darauf angelegt zu haben, mich zu peinigen und mit meiner Qual ihr Spiel zu treiben. Eines Morgens hieß es, Sir Clarence sei plötzlich nach Marseille gereis't, wohin ihn ein wichtiges Geschäft rufe, und werde erst am Abend wiederkommen. Viergie hatte Kopfschmerz, und kam nicht zum Vorschein. Das hatte nichts Befremdliches, aber dennoch erblickte ich dahinter eine Absicht, und es verstimmte mich. Als ich am nächsten Morgen auf Morniere anlangte, fand ich Niemanden im Salon. Ein Kammerdiener sagte uns, Sir Clarence sei mit Genoveva und Viergie im Park. Ich wollte mich ihnen anschließen, als meine Tante mich bitten ließ, zu ihr zu kommen.

An der feierlichen Miene der Marquise merkte ich sofort, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse. Sie fragte mich, ob ich Sir Clarence gesehen, und als ich dies verneinte, fuhr sie fort:

„Er hat einen Antrag bei mir vorgebracht, der mich in große Verlegenheit setzt. Vor einer Stunde ließ er, da er hörte, daß ich nicht hinabkommen werde, mich um die Erlaubniß bitten, mir seine Aufwartung zu machen. Ich glaubte, daß er seine Abreise beschleunigt habe und Abschied von mir nehmen wolle, sollte aber schon durch seine ersten Worte überrascht werden. Er rief mir das, was früher in Betreff Genoveva's zwischen ihm und meinem Manne verabredet worden, und das Wort, welches sie einander gegeben, ins Gedächtniß zurück.

„Ich weiß wohl, Madame," sagte er alsdann, „daß dieses Wort nie Ihre Bestätigung erhalten, und das konnte ich nur billigen, da das zarte Alter Genoveva's diese Vorsicht vollkommen rechtfertigte. Dennoch mußte ich mich dadurch für gebunden halten, und bitte Sie jetzt ehrfurchtsvoll, sich über die Sache zu erklären."

„Es ging nicht wohl an," fuhr meine Tante fort, „die Sache abermals hinauszuschieben. Sir Clarence ist nicht der Mann, um sich durch leere Ausflüchte hinhalten zu lassen, und überdies hätte ich es für unrecht gehalten, ihm nicht mit Offenheit zu begegnen. So eröffnete ich ihm denn, unter voller Anerkennung seiner trefflichen Eigenschaften, meine Befürchtung, daß seine Art und Weise, seine Gewohnheiten und Lebensansichten zu Genoveva's Naturell nicht passen und sie nicht glücklich machen würden. Die Erklärung schien ihn nicht zu überraschen. Er fragte, ob meine Entscheidung schon in der Art getroffen sei, daß ihm keine Hoffnung übrig bleibe, in welchem Fall die Achtung, die er mir und meiner Tochter schulde, ihn zwingen werde, von seiner Werbung abzustehen. Ich antwortete, daß, da nur die mütterliche Sorge für das Wohl des Kindes mich leite, ich ihm für eine solche Rücksicht dankbar sein würde, und fügte den Ausdruck der Ueberzeugung hinzu, daß er unser Freund bleiben werde. „So würde es Sie also nicht verletzen, Madame, wenn ich an eine andere Verbindung dächte?" „Gewiß nicht," antwortete ich überrascht; „im Gegentheil, ich würde mich Ihres Glückes freuen."

„Sir Clarence," fuhr meine Tante fort, „theilte mir jetzt in ernstem Tone mit, daß seit seiner Ankunft auf Morniere er in Viergie einen Character erkannt, daß er sie studirt und daß er, wenn ich meine Einwilligung gebe, entschlossen sei, um ihre Hand anzuhalten."

„Viergie!" rief ich entsetzt. „Um ihre Hand bittet Sir Clarence?"

„In aller Form und in allem Ernst."

„Und wie haben Sie ihm geantwortet?"

„Mit einer Zurückhaltung, deren Grund nur Sie kennen. Sir Clarence bat mich, Viergie seine Werbung mitzutheilen und sie über den Zustand ihres Herzens zu befragen. Das war Alles, was er von mir verlangte und wozu ich mich halbwegs bereit erklären konnte.

Aber bevor ich mit Viergie rede, muß er Alles über die Familie wissen, welcher sie dem Gesetze nach angehört und deren Namen sie trägt. Diesen delicaten Punkt wagte ich nicht zu berühren, und vielleicht wird er dadurch umgestimmt werden. Weiß er auch, daß sie mein Adoptivkind ist, so wird er doch glauben, daß sie sich wenigstens ihrer Herkunft nicht zu schämen hat. Was mir zu schwer ist, das müssen Sie übernehmen. Haben Sie doch gelobt, meinen Kindern ein Vormund, mir ein hülfreicher Freund zu sein."

Ich war durch diese unerwartete Wendung wie vernichtet. „Wenn er nun aber die Situation, wie sie einmal ist, acceptirt?" fragte ich, außer mir vor Schrecken bei dem Gedanken, daß Viergie mir unwiederbringlich verloren sein könne.

„Ich kann nicht umhin, dies zu hoffen," erwiderte meine Tante. „Sir Clarence handelt nach festen Principien, und ist über die Vorurtheile der Welt einigermaßen erhaben. Ich halte ihn für fähig, bei der Wahl seiner Lebensgefährtin nur der Stimme seines Herzens zu folgen. Viergie ist seiner würdig. Erwiderte sie seine Neigung, so würde mich das wahrhaft glücklich machen, denn ich könnte mir für sie kein glänzenderes Loos denken."

Bei diesen Worten, deren Gerechtigkeit ich anerkennen mußte, empfand ich einen so brennenden Schmerz, daß es mir kaum möglich war, meine Stimmung zu verbergen. Ich gedachte des Benehmens Viergie's während der letzten Tage, und fragte mich, ob sie ihn nicht bereits liebe, ob sie nicht vielleicht gar schon einig seien. Bei dieser Vorstellung war es mir, als fiele Alles um mich her in Trümmer. Viergie erschien mir als Verrätherin an dem, was mir das Heiligste war und uns unauflöslich mit einander verbinden sollte. War sie nicht mein, und durfte sie sich das Recht anmaßen, ohne meine Einwilligung über sich zu verfügen?

Aber der Pflicht, welche die Tante mir auferlegte, konnte ich mich nicht entziehen. Den Kampf, welcher in mir tobte, mußte ich bis zum Ende durchmachen, und sollte ich auch darüber zu Grunde gehen. Und die Unterredung mußte sofort stattfinden, denn unmöglich konnten wir diesen Tag ohne eine Erklärung verstreichen lassen. Alle meine Kraft zusammenraffend, verließ ich die Marquise, um Sir Clarence im Park aufzusuchen. Ich fand die Gesellschaft im Boot, welches unter dem

Schatten der Weiden auf dem See dahinglitt. Viergie und Genoveva saßen hinten, während Sir Clarence ruderte. Ich hörte sie lachen und scherzen, was nicht geeignet war, mich heiterer zu stimmen. Als sie mich erblickten, winkten sie mir, mich zu ihnen zu gesellen, und nach einigen Ruderschlägen stieß das Boot ans Ufer.

„Ehre dem Ehre gebührt!“ rief Genoveva fröhlich. „Herr Admiral, wir treten Ihnen das Ruder ab.“

Viergie würdigte mich keines Blickes, und sobald wir abgestoßen waren, nahm sie ruhig das abgebrochene Gespräch wieder auf.

„Nach Ihrer Erzählung muß es in Ihrem irländischen Paradiese reizend sein,“ sagte sie zu Sir Clarence.

„Vielleicht würden Sie sich sehr getäuscht finden, wenn Sie es kennen lernten,“ erwiderte er; „aber wir sind nun einmal diesem armen Lande mit inniger Liebe zugethan, und das Elend, unter dem es leidet, macht es uns vielleicht noch theurer, als es unter glücklicheren Verhältnissen sein würde. Ein unterdrücktes Vaterland hat man doppelt lieb — wie eine Mutter in Trauerkleidern, welche auf die Hülfe ihrer Kinder angewiesen ist.“

„Das begreife ich,“ antwortete Viergie feurig. „Es liegt im Unglück ein heiliger Zauber, und ich liebe Ihr Vaterland, auch ohne ihm anzugehören.“

Diese Worte schienen darauf berechnet zu sein, mir weh zu thun, und sie erfüllten ihren Zweck nur zu gut. Ich beeilte mich, die mir unerträgliche Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Nachdem wir noch ein wenig auf und ab gefahren, landeten wir und ich bat Sir Clarence, mir auf seinem Zimmer seine Pistolen zu zeigen, deren neu erfundene Construction er mir gerühmt hatte. Als wir dort angekommen, sagte er:

„Sie haben mir etwas mitzutheilen, nicht wahr?“

Auf meine bejahende Antwort bot er mir einen Stuhl, zündete eine Cigarre an und wartete ruhig der Dinge, die da kommen sollten, wenn ich auch hinter dieser ruhigen Maske eine nicht geringe Aufregung zu bemerken glaubte.

„Die Marquise Senozan, meine Tante, hat mir den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, in der es sich um Fräulein Viergie handelte.“

„Verweigert die Frau Marquise ihre Einwilligung?“

„Sie kann die Entscheidung nur Viergie selbst überlassen. Aber bevor sie den ernsten Schritt thut, wünscht sie, daß Sie von der Lage des jungen Mädchens genau unterrichtet seien.“

„Ich weiß, daß sie kein Vermögen hat.“

„Darum handelt es sich nicht, denn meine Tante würde ihr eine ansehnliche Mitgift geben. Die Mittheilungen, welche ich Ihnen zu machen habe, betreffen ihre Familie.“

„Auch davon bin ich unterrichtet. Fräulein Viergie ist eine Waise. Ihre Mutter war eine Frau aus dieser Gegend, Mariasse genannt, und ihr Stiefvater ist ein Mann Namens Marulas.“

„Das Alles wissen Sie schon?“

„Ich habe Marulas gesehen.“

„Wie — er ist hier?“

„O nein,“ antwortete er ruhig. „Ich traf ihn neulich in Marseille. Er hat mir auch noch eine andere Geschichte erzählt, wonach Viergie die natürliche Tochter des Marquis Senozan, meines Vetters, sein soll; aber darauf lege ich weiter kein Gewicht.“

Ich wußte nicht, was ich zu dem Allen sagen sollte.

„Ist das Alles, was er Ihnen mitgetheilt hat?“ fragte ich, ihn forschend anblickend.

„Das ist Alles. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?“

„Keineswegs. Meines Auftrags habe ich mich entledigt.“

„Nun, dann danke ich Ihnen und bitte Sie, der Marquise zu sagen, daß ich auf meiner Werbung beharre. Fräulein Viergie ist ohne Vermögen und ohne Familie. Das betrachte ich als einen Vorzug. Ich schätze ihren Character. Sie hat Eigenschaften, welche mit ihrem Glanz alle sonstigen Vorzüge überwiegen. Es gereicht mir zum Stolz, sie aus freier Wahl zu meiner Gattin begehren zu können, und ich verlange, daß auch *sie* frei entscheide. Ich wüßte wahrlich nicht, was gegen die Verbindung eines braven Mannes, sei er auch zufällig Edelmann, mit einem braven Mädchen vernünftiger Weise eingewendet werden könnte. Falls *Sie* nicht etwa noch einen Einwand zu erheben haben —“

„Was habe denn *ich* mit der Sache zu thun?“ antwortete ich ziemlich schroff.

„Bitte um Verzeihung! Ich dachte, Sie hätten wenigstens die

Rechte eines Vormundes über sie, denn Marulas machte es mir zur Bedingung, meine Werbung auch bei Ihnen vorzubringen. Daß die Marquise Sie zum Vermittler gewählt, freut mich, und die gewissenhafteste Vorsicht auf Ihrer Seite scheint mir ganz am Platz. Deshalb frage ich Sie, haben Sie, oder hat die Marquise etwas gegen das Passende dieser Verbindung einzuwenden?"

„Ich wüßte nichts, und wiederhole, daß ich mir in der Sache gar kein Urtheil anmaßen darf. Ich hatte den Auftrag, Sie über Fräulein Viergie's Lebensstellung aufzuklären, und sehe jetzt, daß auch dies überflüssig war."

„Dann, mein Herr, werden Sie die Güte haben, der Frau Marquise den Inhalt unserer Unterredung mitzutheilen. Ich wünsche vor allen Dingen, daß Fräulein Viergie in keiner Weise gedrängt und beeinflußt werde. Ich reise noch heute ab, und erwarte die Entscheidung innerhalb acht Tagen in Paris. Fällt dieselbe günstig aus, so kehre ich zurück; im entgegengesetzten Fall soll Viergie jede Verlegenheit erspart bleiben."

Die Stimmung, in welcher ich Sir Clarence verließ, vermöchte ich nicht zu beschreiben. Der Zwang, den ich mir hatte auferlegen müssen, um ruhig zu bleiben und die Unterhaltung nicht in ein lächerliches Rencontre zwischen zwei Nebenbuhlern ausarten zu lassen, hatte fast meine Kräfte überstiegen. Die Vorstellung, daß Viergie mir auf immer entrissen werden könne, bemächtigte sich meiner wie das Gefühl eines namenlosen, unerwarteten Unglücks. Ich war zu Sir Clarence mit der festen Ueberzeugung gegangen, daß meine Mittheilungen seine Projecte sofort zunichte machen würden, und konnte nun, zu meinem Erstaunen und mit geheimer Beschämung, in ihm nichts Anderes als einen edlen Stolz darüber gewahren, daß es ihm vergönnt sei, die Ungerechtigkeit des Schicksals an der Waise gut zu machen. Aber einer so offenen, aufrichtigen Erklärung gegenüber durfte kein Zaudern stattfinden; unverweilt erstattete ich meiner Tante Bericht, und ging alsdann, um mich zu beruhigen, in den Park. Ein Gedanke erschütterte mich am tiefsten, und kaum wußte ich, ob ich Sir Clarence oder mich selbst für wahnsinnig halten sollte. Zum ersten Mal verschwand die Vergangenheit, von der ich mich nicht hatte losreißen können, vor der Gegenwart. Zum ersten Mal sah ich mich gezwungen, in Viergie

nicht mehr die Tochter der Mariasse zu erblicken. Das Mädchen, welches mir zuerst in Lumpen gehüllt entgegengetreten, und das Marulas mir hatte verkuppeln wollen, war auf ein Mal durch die Werbung des Sir Clarence die Gleichgestellte Genoveva's geworden. Es war also für einen Mann von Stande möglich, sie zu heirathen. Ich, der sie liebte, hatte dies für unmöglich gehalten. Die ganze Liebesgluth dieses feurigen und reinen Wesens war mir entgegen gefluthet, und ich hatte sie, als meiner unwürdig, zurückgestoßen, weil sie die Tochter der Armuth und des Elends war!

Am nächsten Morgen kam ich später als gewöhnlich nach Morniere. Sir Clarence war schon abgereis't, und beim ersten Blick, den die Tante mir zuwarf, errieth ich, daß sie Viergie Alles gesagt. Sie gab mir einen Wink, daß ich mir nichts möge merken lassen, und flüsterte mir lächelnd zu: „Ich glaube, Alles wird gut gehen."

Der Stich drang mir mitten ins Herz; aber es war mir nichts anzumerken. Viergie saß mit Genoveva am Piano und nahm ihren täglichen Unterricht. In ihren Zügen glaubte ich einen ungewöhnlichen, freudigen Glanz zu bemerken. Ihre Blicke begegneten den meinigen, und schienen mir mit dunkler Gluth auf den Grund der Seele dringen zu wollen. Ein mitleidiges Lächeln stahl sich über ihre Lippen. Meine Tante setzte sich auf die Verandah, und ich gesellte mich zu ihr.

„Ist noch etwas mit Sir Clarence vorgefallen?" fragte ich.

„Nicht das Geringste. Er nahm gestern Abend Abschied von uns, und beim Erwachen wurde mir ein Billet von ihm überreicht, welches mir seinen Dank für erwiesene Freundlichkeit ausspricht."

„Haben Sie mit Viergie gesprochen?"

„Ja wol; und, unter uns gesagt, ich glaube, daß sie die Gefühle des Sir Clarence erwiedert."

„Wirklich? Und was antwortete sie Ihnen?"

„Wir hatten eine lange Unterredung. Ich wagte es nicht, sofort direct auf das Ziel loszusteuern. Erst fragte ich sie ganz beiläufig, was sie vom Vetter Genoveva's halte. Sie wissen, wie schwer es ist, diesem verschlossenen Wesen ins Herz zu sehen; aber ich merkte doch, daß sie ihn sehr hochschätze. Nachdem ich so weit gekommen, sprach ich über ihre Zukunft, über meinen Wunsch, sie glücklich zu sehen, und

gab ihr die Versicherung, daß ich der Wahl ihres Herzens kein Hinderniß in den Weg legen würde. Endlich rückte ich mit der Sprache heraus, und da hätten Sie ihre Ueberraschung, ihre Erschütterung sehen sollen! „Um mich hat er angehalten? um mich?“ rief sie mehrmals hinter einander. Es schien ihr schwer zu werden daran zu glauben.

„Und sie liebt ihn, nimmt seine Werbung an?“

„Ich bin nicht in sie gedrungen, sondern habe sie einfach aufgefordert, ernstlich mit sich selbst zu Rathe zu gehen, bevor sie mir antworte. Aber aus ihrer Freude entnehme ich, welcher Art ihre Entschließung sein wird.“

Ich war in Verzweiflung. Schon entwarf meine Tante, im Gedanken an ein so unerwartetes Glück, tausend Pläne. Mußten nicht durch eine solche Wendung ihre mütterlichen Beängstigungen auf ein Mal beschwichtigt werden? Wurde dadurch nicht eine peinliche Lage mit einem Schlag geklärt und Genoveva's Stellung jeder Möglichkeit einer Anfechtung enthoben? Lady Clarence O'Brien hatte, woher sie auch stammen mochte, jedenfalls einen Rang, eine Familie, ein beneidenswerthes Vermögen. Welch plötzlicher, traumartiger Wechsel!

„Apropos,“ fügte meine Tante hinzu, „Viergie fragte mich, ob Sie von der Angelegenheit unterrichtet seien, und ich verhehlte ihr nicht, daß ich Ihren Rath eingeholt.“

Als der Musikunterricht beendet war, theilte Genoveva mir mit, daß sie eine Tour durch den Wald verabredet. Die Pferde waren schon gesattelt, und wir ritten davon. Es war mir unmöglich, eine Unterredung mit Viergie zu erlangen, aber aus den geheimnißvollen Mienen der Mädchen errieth ich, daß Genoveva schon ins Vertrauen gezogen worden. Am Kreuze angelangt, machten wir Rast, um uns nach scharfem Ritt ein wenig zu erholen.

„Sieh Dir diesen Platz einmal recht genau an, Viergie,“ sagte Genoveva lachend. „Hier traf ich vor drei Monaten meinen liebenswürdigen Herrn Vetter zum ersten Mal, als er eben so gütig gewesen war, seine Flinte auf mich abzufeuern.“

„Wirklich?“ erwiderte Viergie, „damals habt Ihr Euch zum ersten Mal wiedergesehen? Nun, dann betrachte Dir ein Mal recht aufmerksam jenes Gebüsch an der Felsenecke. Dahinter war ich verborgen.“

Das Räthsel mußte Genoveva durch eine Schilderung meiner ersten Begegnung mit Viergie erklärt werden.

„Das ist merkwürdig!“ antwortete sie. „Wer hätte damals gedacht, daß wir an demselben Punkt so wieder beisammen sein würden, wie wir es jetzt sind!“

Das war denn allerdings merkwürdig genug, und so ereignißreich waren die drei Monate gewesen, daß es mir schwer wurde, in der jetzigen stolzen, eleganten Erscheinung die Ziegenhirtin wieder zu erkennen, hinter deren Lumpen sich, wie in einem Feenmärchen, die legitime Erbin eines Marquisats und eines ungeheuern Vermögens, und obendrein meine leibliche Cousine, verbarg. Verworren genug sah es in mir aus. Eins aber war mir klar: Die Liebe zu ihr füllte meine ganze Seele aus, und wurde sie die Gattin eines Andern, so war für mich Alles verloren. Indem ich sie beim Weiterreiten so fröhlich sah, während in mir die Verzweiflung wogte, fühlte ich, wie mir die Röthe des Zornes ins Antlitz stieg. Ihr Gesicht strahlte, wie das einer inspirirten Prophetin. Es thronte darauf Freude, Stolz, Hoffnung, Begeisterung. Ihre Blicke bezauberten und blendeten mich, und dabei mußte ich mir gestehen, daß ich sie zu tief verletzt, um noch etwas von ihr hoffen zu können. Als wir durch eine Lichtung kamen, fanden wir plötzlich den Weg durch gefällte Bäume versperrt.

„Hinüber, Genoveva!“ rief Viergie.

„Unmöglich!“ antwortete Genoveva. „Unsere Reitkleider würden an den Zweigen hängen bleiben.“

„Wie furchtsam Du bist! Gleich will ich Dir zeigen, wie man es macht!“

„Nein, nein, thun Sie es nicht!“ rief ich lebhaft.

„Ihnen steht es ja frei, mir nicht zu folgen,“ antwortete sie kalt, und zog ihr Pferd zurück um einen Anlauf zu nehmen. Schon wollte sie zusetzen. Ich warf mich zwischen sie und das Hinderniß.

„Viergie, Sie werden diese Thorheit nicht begehen!“

„Weßhalb nicht, wenn ich fragen darf?“ antwortete sie stolz.

„Weil ich Dir's verbiete!“ rief ich mit Donnerstimme.

Stolz richtete sie sich empor, und blickte mich fest an. Dann erbleichte sie, wendete sich ab, ließ die Zügel fallen.

„Nun wol, ich gehorche Ihnen!“ sagte sie, erzürnt, aber bewegt.

Während des Heimrittes sprach sie kein Wort mehr. Es schien ein Kampf in ihr vorzugehen.

Gegen Abend ging ich, da meine Tante im Salon blieb, in den Park, um meine Cigarre zu rauchen. Mechanisch, in Gedanken verloren, schlich ich dahin und befand mich bald am Ufer der Durance. Dort setzte ich mich träumend nieder. Meine Blicke hingen an der elenden Hütte jenseits, welche mir so verhängnißvoll hatte werden sollen. Ich sah im Geiste dort Mariasse und die arme Viergie in ihrem Elend. Mitleid hatte ich für sie empfunden, als sie von ihrer Mutter mit rauhen Worten in die Hütte zurückgestoßen wurde. Wer hätte damals ahnen können, daß ich drei Monate später an dieser Stätte, von Qualen durchfoltert, der Stunde entgegenharren solle, in der ich Viergie flehentlich bitten würde, die Beherrscherin meines Schicksals zu sein? So saß ich da, als plötzlich das Geräusch von Schritten auf den dürren Blättern hinter mir mich meinen Träumen entriß. Ich wendete mich um, und vor mir stand Viergie.

„Sie sind es?“ rief ich bebend.

„Ich habe Genoveva mit der Marquise und André im Salon gelassen.“

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte ich, erschreckt über die tiefe Bewegung, welche der Ton ihrer Stimme verrieth.

„Ich schützte einen Kopfschmerz vor, um das Zimmer verlassen zu können. Aber meine Absicht war, Sie aufzusuchen, denn ich muß mit Ihnen reden.“

Ich war selbst so erschüttert, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte, und so saßen wir schweigend neben einander.

„Ja, ich muß mit Ihnen reden!“ wiederholte sie endlich in entschlossenem Ton. „Der Augenblick ist da, in dem es sich entscheiden muß, ob wir Freunde oder unversöhnliche Feinde sein sollen. Ich muß mich von einem Einfluß befreien, welcher auf allen meinen Gedanken lastet. Ich muß das unsichtbare Band zerreißen, welches die Vergangenheit zwischen uns geknüpft hat, damit ich über mich selbst verfügen kann, ohne meine Erinnerungen zu fürchten — oder Sie.“

„Was hätten Sie von mir zu fürchten?“

„Freilich ja, Sie haben mich eines Tages Ihrer aufrichtigen Freundschaft versichert,“ erwiderte sie mit stolzer Ironie; die Gerech-

tigkeit muß ich Ihnen widerfahren lassen. Aber heute bedarf ich etwas Anderes als eine inhaltlose Phrase. Was ich auch thun mag, Sie üben eine Herrschaft über mich aus, die mich genirt. Jetzt sollen Sie mir sagen, ob es mir frei steht, Sir Clarence als meinen Gatten anzunehmen."

Merkwürdig, indem ich hörte, wie Viergie mir eine ihr selbst unerklärliche Macht über ihre Handlungen und ihre Zukunft einräumte, überraschte mich das nicht. Nur ein Wort traf mein Herz, es war der Name Clarence.

„Du liebst ihn also?" rief ich.

„Das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß er mir das Gefühl innigster, tiefster Dankbarkeit eingeflößt hat, denn er erhob mich vor mir selbst, da ich durch ihn erfuhr, daß ich der Liebe eines edlen Mannes nicht unwürdig bin, und gehörte er auch den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Indem er mich in meiner Niedrigkeit aufsuchte, hat er meinen Stolz geweckt."

„Und wenn ich Dir erlaubte, ihn anzunehmen, würdest Du ihn gern heirathen?"

„Ich würde ihn heirathen," antwortete sie ruhig.

„Und würdest Du glücklich sein?"

„Ich würde ihn heirathen, mehr dürfen Sie mich nicht fragen."

Ich fühlte, wie das Blut mir zum Hirn stieg. Ich war verwirrt, betäubt.

„Aber glauben Sie denn, daß ich ganz ohne Herz und Seele bin?" hub sie heftig wieder an. „Begreifen Sie nicht, daß trotz aller Liebe die man mir hier erzeigt und an die ich mich so gern klammern möchte, ich einsam und verlassen dastehe, weil die bittere Vergangenheit mich nicht zur Ruhe, zum Genuß, zum Glauben kommen läßt? Begreifen Sie nicht, daß ich fortwährend an der Liebe Derjenigen zweifeln muß, die meine Mutter sein soll und mich doch wieder für ein aus Barmherzigkeit angenommenes Kind gelten lassen will? Und was bin ich Ihnen? Ein Mädchen, das Sie mit nackten Füßen auf dem Felde gefunden, dem Sie aufs Gerathewohl Ihr Almosen hingeworfen, das Ihnen nicht einmal würdig war, von Ihnen aufgenommen zu werden, als sie Ihnen zugeführt wurde und Schutz bei Ihnen suchte!"

„Viergie, was redest Du da?"

„Ich rede die Wahrheit. Ich gehörte zu den Auswürflingen, welche das Elend an den Rand des Abgrundes führt. Das hatten Sie wohl begriffen — das war die vom Elend umhüllte Seele, welche Ihnen dienen wollte wie ihrem Gotte. Begreifen wollten Sie nicht, daß all mein Leben, all mein Denken...."

„Viergie," unterbrach ich sie mit aufflammender Hoffnung, „Viergie, Du liebtest mich?"

„Was hat das heute noch zu bedeuten?" fuhr sie in eisigem Tone fort. „Ich könnte wol nicht so zu Ihnen reden, wenn es nicht zu spät und Alles vorbei wäre. Sie waren der erste Mann, welcher mich ohne Härte und Verachtung behandelte. Ich hatte auf der Welt noch Nichts gesehen, was mit Ihnen zu vergleichen gewesen wäre. Sie hatten mich der Durance entrissen. Ich hielt mich nicht für Ihres Gleichen. Mein ganzer Ehrgeiz war, Ihre Dienerin, Ihre Sclavin zu sein. Genug davon. Es ist vorbei; diese Zeit liegt weit hinter uns. Wie es auch sei, Sie waren eines Tages mein Wohlthäter und mein Beschützer. Darum würde ich Ihnen in dieser ernsten Stunde das entscheidende Wort über mein Leben selbst dann zugestehen, wenn nicht ein geheimes, unerklärliches Band zwischen uns bestände. Sie haben mir's ja so oft gesagt, daß ich von der Welt und ihren Schicklichkeitsgesetzen keinen Begriff habe. Nur von Ihnen kann ich erfahren, ob nach dem, was zwischen uns vorgefallen, ich noch der Liebe würdig bin, welche sich mir bietet, ob ich die Hand, die sich mir entgegenstreckt, ergreifen kann ohne einen edlen Mann zu täuschen, der meiner Ehre vertraut. Ich werde Sir Clarence nicht heirathen ohne ihm zu gestehen, daß ich zu nächtiger Stunde allein bei Ihnen gewesen. Aber, und sei es auch nur aus Ehrfurcht vor der Marquise Senozan, ich werde mich dieser grausamen Prüfung nicht unterziehen wenn Sie mir sagen, daß nach den in Ihren Kreisen herrschenden Begriffen dies Geständniß meine Schande besiegeln würde."

„Bei Gott, Viergie," sagte ich tief erschüttert, „kein junges Mädchen ist reiner, keins der Achtung werther, als Du!"

Sie erhob die Augen zu mir und blickte mich an, als glaubte sie nicht recht gehört zu haben.

„Bedenken Sie wohl!" sagte sie, „ich verlange von Ihnen die strengste Wahrheit!"

„Viergie, in welcher Gefahr, in welcher Noth Du Dich auch befunden, Du hast Dir Nichts vorzuwerfen.“

„Nichts? Aber weßhalb verachten Sie mich denn?“

„Ich sollte Dich verachten?“

„Wodurch kann ich mir sonst Ihr Benehmen gegen mich erklären, da Sie mich doch lieben?“

„Viergie,“ rief ich bebend, „was sagst Du da?“

„Ja, Sie lieben mich, und Sie haben weder die Kraft, mich zu fliehen, noch den Muth, mich zum Weibe zu nehmen! Da muß ich wol tief gefallen, oder es muß mir eine moralische Häßlichkeit eigen sein, deren ich mich nicht bewußt bin und die Sir Clarence an mir nicht entdecken konnte. Sie kennen meinen Stolz zu sehr, um glauben zu können, daß sich hinter meinen Worten der Schatten eines Vorwurfs oder eines Bedauerns verberge. Wie ich, denken auch Sie: Es ist zu spät! Und überdies, weiß man selbst, weßhalb man liebt oder warum man haßt? Nein, werden wir auch durch einander unglücklich, wir können einander keine Vorwürfe machen. Aber seit ich in eine neue Umgebung versetzt worden bin, sind Zweifel in mir entstanden, die ich früher nicht kannte. Zu lebhaft ist der Dank, mit welchem mich der Edelmuth des Sir Clarence erfüllt, als daß ich nicht wenigstens aufrichtig gegen ihn sein sollte. Stolz will ich seinen Namen annehmen können, ohne das Bewußtsein eines begangenen Fehlers, und läge dieser auch in der Einbildung. Nur dann kann ich seiner Noblesse würdig begegnen, wenn ich völlig rein von jedem Vorwurf zu ihm komme — nicht mit dem Ueberrest einer Liebe belastet, welche vor sich selbst erröthet. Nach Ihrem Maßstab muß ich mich beurtheilen; nur Sie können mich zur Klarheit über mich selbst bringen. Ich kann Sie nicht durch die Voraussetzung beleidigen, daß meine Armuth Sie von mir fern gehalten; es muß mir also eine mir selbst unbekannte Unwürdigkeit ankleben, es muß in meinem Leben einen nach Ihrer Meinung unauslöschlichen Fleck geben, und wie seltsam Ihnen dies auch vorkommen mag — die Aufklärung hierüber verlange ich von Ihnen als einzigen Beweis der Achtung. Sagen Sie mir offen, ohne Schonung: Wird Sir Clarence mir auch dann noch seine Hand bieten können, wenn er Alles weiß, was zwischen uns vorgefallen?“

Wie klein, wie niedrig fühlte ich mich der einfachen Erhabenheit

dieser Gewissenhaftigkeit gegenüber! „Viergie!“ rief ich, vergib mir! Ich bete Dich an, und die größte Qual meines Lebens wird es immer sein, Dich jemals verkannt zu haben!“

Bei diesen Worten stieß sie einen Schmerzensschrei aus und preßte die Hand auf das Herz, gleich als wäre dort eine kaum vernarbte Wunde wieder aufgerissen worden. Aber sofort faßte sie sich und sagte stolz und fest: „Sie irren sich. Ihre Maitresse kann ich nicht sein, und der Name Senozan gehört nicht mir, sondern meiner Schwester Genoveva. Der Rang ist dort, die Niedrigkeit ist hier.“

„Ja, strafe mich nur. Ich habe diese grausame Strafe verdient. Aber wenigstens höre mich an, denn indem Du sagtest, daß ich Dich liebe, redetest Du die Wahrheit. Ja, ich kämpfte gegen mein Herz. Irre geleitet durch das elende Vorurtheil der Welt, beunruhigt durch die Erinnerungen, welche Du so eben heraufbeschworen, machte ich Dir einen Vorwurf aus dem Unglück, dem Elend, welches Dich gerade in meinen Augen hätte erheben sollen. Ich verstand Dich nicht, ich war blind, oder vielmehr ich war feig. Und jetzt, Viergie, vergib mir. Ein Wort hat mir auch Dein Herz entschleiert. Gestehe, daß Du mich geliebt hast und daß Du mich noch liebst. Zu viel haben wir durch das zwischen uns erwachsene Mißverständniß gelitten, um nicht wenigstens in diesem Augenblick aufrichtig gegen einander zu sein. Im Namen eines doppelten Menschenlebens, über welches ein Wort von Dir die Entscheidung fällen wird, vergib mir! Was vermag all unser Stolz, all unser eitles Kämpfen gegen das Verhängniß, dem wir nicht entrinnen können? Was sind alle Leiden, alle Irrthümer, wenn ich Dich liebe und wenn Du mich liebst?“

„Bei Ihrer Ehre frage ich Sie,“ antwortete sie mit bitterm Lächeln und mit dem tiefen, düstern Blick, der ins Innerste der Seele hinabtaucht, „würden Sie heute so zu mir reden, wenn Sir Clarence nicht gestern um meine Hand angehalten hätte?“

Diese herben, grausamen Worte trafen mich wie ein kaltes Eisen. „Bei meiner Ehre schwöre ich Dir, daß Sir Clarence von meiner Hand fallen würde, wenn Du ihn liebtest!“ rief ich aufbrausend.

Sie zitterte, und ich erröthete über meine Heftigkeit. „Vergib mir, vergib mir, Virgie! Siehst Du nicht, daß der Gedanke, Dich zu verlieren, mich wahnsinnig macht? Viergie, ich schwöre alle meine Vor-

urtheile ab und flehe Dich auf den Knieen an: „Vergiß, vergib, und reiche mir die Hand!“

Regungslos, wie in Gedanken verloren, stand sie da. „Vergessen soll ich!“ sagte sie endlich. „Und weßhalb? Ich habe Sie geliebt, nun ja; aber geht daraus hervor, daß ich Sie jetzt noch liebe?“

„Viergie!“

„Aufrichtigkeit verlangen Sie von mir; aber sind Sie aufrichtig gegen sich selbst? Sie haben nicht Alles gesagt. Was Sie besonders bedenklich macht, ich weiß es, um so mehr, als ich selbst häufig dadurch beunruhigt werde. Ich bin nicht so erzogen worden wie Genoveva. Welche Mühe ich mir auch geben mag, ich werde in der neuen Umgebung stets eine Art Wilde sein, eine Fremde, in der sich Alles gegen Ihre Gefühle und Ideen empört. Sir Clarence kann ich aus Dankbarkeit heirathen, ihm die Neigung einer ihm völlig und ausschließlich ergebenen Freundin schenken; es wird dies von mir ein wohlbedachter Act der Gerechtigkeit sein. An Ihrer Seite aber könnte ich nicht so ruhig, so vernünftig weilen. Nach dem, was wir mit einander durchgemacht, können wir uns nur glühend lieben, oder glühend hassen. Es gab eine Zeit, in der das Wort, welches ich soeben von Ihnen gehört, mich selig gemacht hätte, in der ich mir kein höheres Glück denken konnte, als zu Ihren Füßen zu leben und zu sterben. Jetzt aber durchzittert mich beim Geständniß Ihrer Liebe ein Gefühl, welches fast dem Hasse gleicht.“

„Nein, Viergie,“ rief ich, ihre Hand ergreifend, „was Du empfindest, ist kein Haß. Leidest Du in diesem Augenblick, so ist es weil Du noch an meiner Liebe, oder wenigstens an meiner Fähigkeit zweifelst, Dir mein ganzes Leben zu weihen. Ja, Du sagtest die Wahrheit, es hat mir an Muth gefehlt. Wahr ist es auch, daß ich ohne Sir Clarence vielleicht entflohen wäre, um mich Deinem Zauberkreis zu entziehen. Aber wahr ist auch, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete und nicht ohne Dich leben kann. Klar ist es in mir geworden durch die Verzweiflung, welche ich bei der Vorstellung empfand, daß Du eines Andern Weib werden könntest. Kannst Du mir nach diesem offenen Geständniß nicht verzeihen? Willst Du, indem ich vor Dir im Staube kniee, Dich selbst mit mir bestrafen? Zweifle nicht länger

an mir, Viergie, und bedenke, daß von dieser Minute das Glück von unser Beider Leben abhängt."

Meine Arme umschlangen sie, ihr Herz pochte an dem meinigen; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, sie war überwunden. Und indem ihre brennende Stirn meine Lippen berührte, fühlte ich, wie ihre ganze Gestalt erbebte. „Jean!" rief sie. Und zitternd, verwirrt, verbarg sie das Gesicht an meiner Brust, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Viergie, siehst Du jetzt, daß ich Dich liebe und daß Du mir gehörst?"

„Laß mich, laß mich!" schluchzte sie, sich aus meiner Umarmung loswindend. Aber kaum hatte ich sie losgelassen, als sie strauchelte und, in Thränen ausbrechend, auf die Bank niedersank. Ich warf mich ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen.

„Ach, was hast Du gethan!" sagte sie.

„Viergie, dies ist der Kuß unserer Verlobung. Von diesem Augenblick an bist Du mein. Ergib Dich vertrauensvoll dem Glück, welches Dein Herz ersehnt."

„Jean, es graut mich! Ich muß mit mir selbst zu Rathe gehen! Gönne mir Zeit, zu vergessen, was ich gelitten!"

„Aber gestehe, daß Du mich liebst!"

„Ja, ich liebe Dich, aber ich fürchte für Dich und für mich. Hast Du Erbarmen mit meiner Schwäche, so sprich heute nicht mehr von Deiner Liebe. Morgen, oder übermorgen, werde ich Dich vielleicht ruhig anhören und Dir antworten können. Du weißt nicht, welche Gefahr....Aber was auch geschehen mag, und kostete es mein Leben, ich verspreche Dir, Sir Clarence nicht zu heirathen."

Es gibt Freuden so überwältigender Art, daß sie uns fast wie ein Schmerz berühren. Nach den Aengsten dieses Tages glaubte ich wahnsinnig werden zu müssen über den Gedanken, daß Viergie nicht Sir Clarence, sondern mich liebe. Trotz ihrer Zurückhaltung, trotz ihrer Kämpfe und Verirrungen, konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß ihr Herz mir gehöre, und ebenso wenig daran, daß es mir gelingen werde, Alles zu überwinden, was uns noch getrennt hielt. Waren wir doch schon am Tage unserer ersten Begegnung unwiderstehlich zu einander hingezogen worden. Endlich hatte ich mich ungehindert dem schönen Traum hingegeben, mit dem ich seit Monaten gerungen;

endlich durfte ich mir gestehen, daß ich liebe. Wie hatte ich nur so lange in einem Wahn befangen sein können, dessen ich mich tausendfältig schämen mußte?

Am folgenden Morgen brach ich früher als gewöhnlich auf, um wo möglich Viergie auf ihrem Spaziergang zu begegnen. Eine Ahnung trieb mich zu der Felsengrotte, wo sie mich so oft erwartet. Dort wartete ich jetzt auf sie, und ich hatte mich nicht getäuscht. Aber als sie kam und mich erblickte, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus, und eine tiefe Purpurgluth schoß ihr in die Wangen. „Wie Sie mich erschreckt haben!" sagte sie.

„Ich wollte Dich hier allein treffen," antwortete ich entschuldigend. „So viel habe ich Dir zu sagen, daß — "

„Sie wollten mir Zeit lassen, mich zu sammeln!" unterbrach sie mich lebhaft.

„Viergie, genügt Dir nicht die Stimme Deines Herzens?"

„Still, still davon!" rief sie mit einer angstvollen Bewegung. „Ersparen Sie mir den Schmerz, Sie abweisen oder fliehen zu müssen. Morgen, morgen hoffe ich Ihnen Antwort geben und ganz offen gegen Sie sein zu können!"

Sie war so verwirrt, daß ich mir's nicht erklären konnte, als plötzlich der Hund, welcher sie immer auf ihren Streifereien begleitete und jetzt um uns her das Gebüsch durchstöberte, stehen blieb und heftig zu bellen anfing, gleich als habe er etwas entdeckt, was ihn erschrecke.

„Komm, Love!" rief Viergie.

Ihre Stimme war so wenig sicher, daß der Hund ihr nicht gehorchte. Ueberrascht blickte ich sie an; ihre Augen senkten sich vor den meinigen. Da regte sich in mir der Dämon der Eifersucht. Sir Clarence mußte zurückgekehrt sein und sich dort verborgen halten. Es handelte sich um ein Rendezvous. Ich warf mich ins Gebüsch. „Jean!" rief sie mir flehend nach.

Aber ich hörte nicht auf sie, und indem ich über den nächsten Felsen sprang, sah ich mich plötzlich einem Manne gegenüber, der sich im Dickicht zu verbergen suchte. Es war Marulas. Die Vorstellung, welcher ich mich hingegeben, hatte mich mit solcher Wuth und Verzweiflung erfüllt, daß ich mich beim Anblick dieses Elenden förmlich er-

leichtert fühlte und fast beschämt vor ihm stand. Er sah sofort, daß er sich in diesem Moment etwas erlauben dürfe.

„Wirklich, Herr Graf, Sie verstehen sich auf Ueberraschungen. Da haben Sie den Nimrod auf dem Anstand attrapirt. Der Herr Graf erfreuen sich doch fortwährend einer guten Gesundheit?“

Mit diesen Worten war er aus dem Dickicht getreten und stand mir jetzt mit lächelndem Munde gegenüber. Seine Unverschämtheit brachte mich schnell zum Bewußtsein der Situation. „Wie kommen Sie hierher?“ fragte ich barsch. „Haben Sie sich nicht gegen Bezahlung verpflichtet, diese Gegend zu meiden?“

„Gewiß, Herr Graf, gewiß, und nur die dringendste Angelegenheit konnte mich veranlassen, dem Vertrag scheinbar untreu zu werden. Der Herr Graf sind gewiß schon von der ehrenden Verbindung unterrichtet, welche uns angetragen worden. Mein Erscheinen ist deshalb nur ein Beweis des Eifers für die Wohlfahrt unseres geliebten Kindes. Es bedarf ja zu dem schönen Bunde, der geschlossen werden soll, meiner Einwilligung. Wie könnte wol eine Ehe ohne den Segen des liebenden Vaters gedeihen? Eines Tages werden auch Sie, Herr Graf, erfahren, wie es einem Vater zu Muthe ist, der sich von dem Kleinod seines Herzens, dessen erstes Lallen er belauscht, trennen soll. Viergie's kindlichem Herzen gereicht es zur Ehre, daß sie mich gerufen hat.“

„Ist das wahr?“ fragte ich Viergie, welche zitternd neben mir stand.

„Ja,“ antwortete sie leise.

„Da haben Sie die Bestätigung dessen, woran Sie nicht gezweifelt haben würden, wenn Ihnen nicht bis jetzt noch die Erfahrung fehlte. Es gibt Geheimnisse, welche ein gutes Kind nur in die Brust des Vaters ausschütten kann; über diesen Zug des Herzens läßt sich nun einmal nicht hinauskommen.“

So verstimmt ich auch über eine Begegnung war, welche mir die prosaische Seite der Situation, die ich so gern vergessen hätte, aufs Krasseste ins Gedächtniß zurückrief, mußte ich doch dem flehenden Blick Viergie's weichen und die Beiden allein lassen. „Fürchten Sie nichts,“ flüsterte Viergie mir zu, als ich mich entfernte, „und erwarten Sie mich am Kreuze.“

Grollend, mit dem Standesstolz kämpfend, den ich schon überwunden zu haben glaubte, folgte ich ihrer Weisung, und wunderte mich in meiner Einsamkeit über die Gewalt, welche die Liebe in mir schon über die Vernunft gewonnen hatte. Noch vor acht Tagen würde eine geheime Zusammenkunft Viergie's mit diesem Schurken, der sich ihrem Vater zu nennen wagte, jede Illusion in mir zerstört haben. Jetzt aber erblickte ich in ihr nur die Unglückliche, welche noch immer durch eine Vergangenheit voll Elend gefesselt wurde, und hegte keinen andern Wunsch, als sie von diesem schmachvollen Joch zu befreien. Mein Stolz litt nur um sie. War es nicht für dies arme, den Eltern gestohlene Kind, welches, seiner edlen Abstammung sich bewußt, aus ihr ein Geheimniß machen mußte, die furchtbarste Tortur, von einem solchen Elenden in Banden gehalten zu werden? An nichts Anderes dachte ich, als an das Glück, das Unrecht des Schicksals an ihr wieder gut machen, sie einer Lage entreißen zu können, gegen welche sich sowol ihr weiblicher Stolz, wie das natürliche Gefühl der Race, welcher sie angehörte, empören mußte. Marulas hatte allen Grund, sich vor mir in Acht zu nehmen.

Nie ist die Zeit mir so lang geworden. Schon war eine halbe Stunde verflossen, und Viergie kam noch immer nicht. Ich machte es mir jetzt zum Vorwurf, sie mit ihrem bösen Genius allein gelassen zu haben. Eine Stunde floß dahin, und eine tödtliche Angst bemächtigte sich meiner. Wenn er sie fortgeschleppt hätte! Schon wollte ich nach dem Felsen zurückkehren, als ich sie eilig auf mich zukommen sah.

Keuchend, mit ausgestreckten Händen, trat sie vor mich hin.

„Sie haben sich geängstigt!“ sagte sie mit herzlicher Wärme. „Da bin ich endlich!“

Ihr Antlitz glühte, ihre melodische Stimme hatte den weichsten Ton, ihr Blick athmete ein Geständniß, welches meine ganze Seele durchzitterte. Aus ihrer Munterkeit, aus dem Entzücken, welches ihr Blick ausstrahlte, erkannte ich, daß sie von der Angst befreit war, welche sie seit zwei Tagen bedrückt hatte.

„Was ist geschehen?“ rief ich. „Was hat er Dir gesagt?“

„Nur Gutes,“ erwiderte sie freudig. „Ich darf Dir jetzt gestehen, daß ich Dich liebe. Jean, liebst auch Du mich noch?“

Nur durch einen Freudenschrei, welcher mein ganzes Herz enthielt, konnte ich antworten, und indem ihre Blicke in den meinigen, ihre Hände in meinen Händen ruhten, waren wir keines andern Wortes als des Einen fähig, daß wir uns liebten.

„Wie viele Stunden des Glücks sind uns verloren gegangen, Viergie! Seit ich Dich gesehen, hast Du Dich meiner Seele bemächtigt!“

„Und von jenem Augenblick an gehörte Dir die meinige.“

Nach den Ergüssen, welche nur glücklich Liebenden im schönsten Augenblick ihres Lebens verständlich sind, fragte ich Viergie nach Marulas.

„O sprich mir nicht von ihm!“ sagte sie, sich furchtsam nach allen Seiten umblickend.

„Was, fürchtest Du Dich noch immer vor ihm?“

„Ist er nicht mein Herr? Kann er mich nicht fortnehmen, uns von einander trennen?“

„Nein, nein, beruhige Dich; er hat keine Macht mehr über Dich! Er ist zu klug, um Schritte zu ergreifen, welche nur zu seinem eigenen Verderben ausschlagen könnten.“

„Du kennst ihn noch nicht! Du hast keinen Begriff von der Tigernatur, welche sich unter der heuchlerischen Außenseite verbirgt und der Gewalt nur scheinbar weicht.“

„Durch welche Drohungen hat er Dir solche Furcht einflößen können?“

„Frage mich nicht danach, Jean. Ueberdies hoffe ich, daß ich künftig Ruhe vor ihm haben werde.“

„Gestatte mir, mich mit dieser Antwort nicht zu begnügen, Viergie. Ich habe jetzt die Pflicht, Dich zu beschützen, und darum muß ich Alles wissen.“

„Kann er nicht durch ein Wort verhindern, daß ich Deine Frau werde? Bin ich nicht thatsächlich sein Eigenthum? Und wird er mich nicht einem Andern verkaufen wollen, wenn er dabei seine Rechnung zu finden glaubt?“

„Hat er Dir das gesagt?“

Sie zögerte mit der Antwort. Ich drang in sie, mir Alles zu gestehen. War Gefahr vorhanden, so mußte sie abgewendet werden.

Endlich gestand sie mir das, was uns Allen ein Geheimniß gewesen war. Seit ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse hatte Marulas nicht aufgehört, seinen Einfluß auf ihr lasten zu lassen. Durch die Drohung, sie nach Marseille zu führen, hatte er sie gezwungen, ihm Tag für Tag Bericht über Alles zu erstatten, was auf Morniere vorging, damit er seine Schritte danach einrichten könne. Eine alte Freundin der Mariasse vermittelte ihre Correspondenz. So hatte er zwei Tage nach ihrer Unterredung mit Sir Clarence die Werbung erfahren, welche daraus entsprang. Er hatte Viergie befohlen, das unerwartete Glück nicht entschlüpfen zu lassen, und war nach Severol gekommen, um die Sache gründlich zu betreiben.

„Du begreifst jetzt,“ fügte sie hinzu, „weßhalb ich Dir nicht zu antworten wagte, bevor ich ihn gesehen. Wie feig er auch ist, weiß ich ihn doch nur zu sehr eines Verbrechens fähig. Dich haßt er, weil Du ihn seine Erbärmlichkeit hast fühlen lassen. Ich zittere mehr für Dich als für mich. Glücklich können wir nur werden mit seiner Einwilligung.“

„Hast Du ihm Alles gesagt?“

„Ja, und er hat mir versichert, daß er uns keine Schwierigkeit in den Weg legen werde, falls es ihm gelänge, sich mit Dir zu verständigen. Morgen wird er zu Dir kommen. Er sagte, Alles hänge nur von Dir ab.“

„Dann sei ruhig, Viergie. Hege keine Furcht für Dich oder für mich. Ich habe schon gefährlichere Bursche zur Raison gebracht. Und was er auch anstellen möge, seine Geldgier bürgt mir für seinen Gehorsam.“

Wir waren überglücklich, beschlossen aber, unsern Bund noch für einige Tage geheim zu halten, damit die Marquise auf die Antwort, welche sie Sir Clarence geben mußte, vorbereitet werden und ich das letzte Hinderniß, welches unserm Glück noch entgegenstand, aus dem Wege räumen könne.

Wie thöricht auch Viergie's Furcht vor Marulas sein mochte, konnte ich doch einer Auseinandersetzung mit ihm mich nicht entziehen. Ich nahm mir vor, ihn meine Gewalt fühlen zu lassen, erkannte aber zugleich, Viergie's wegen, die Nothwendigkeit, mich nicht völlig mit

ihm zu überwerfen. Am nächsten Morgen ließ er sich bei mir anmelden, und aus seinem Auftreten entnahm ich, daß er ziemlich festen Boden unter den Füßen fühle.

„Herr Graf," sagte er mit der Würde eines Patriarchen, „ich verleugne alle Regeln des guten alten Herkommens, wenn ich jetzt das Wort in einer Angelegenheit ergreife, welche sonst die jungen Herren mit geziemender Demuth bei den glücklichen Eltern heirathsfähiger Töchter vorzubringen pflegen. Aber jede Regel duldet Ausnahmen, und zwischen Männern von Geist, wie wir es sind, geht nichts über die Aufrichtigkeit. Ich kam, um mich mit Ihnen über eine höchst wichtige Angelegenheit zu unterhalten, welche unsere Viergie mir gestern anvertraut hat. Junge Mädchen geben sich so leicht süßen Träumen hin. Sie glauben so leicht an den Ernst von —"

„Viergie, mein Herr, hat mich vollkommen verstanden. Wir haben uns jetzt über den Preis zu verständigen, welchen Sie für die Erfüllung der Formalitäten verlangen, bei denen das Gesetz Ihnen eine Rolle zuweis't."

„Ich bin Vater, Herr Graf, und das Wohl meiner Tochter geht mir über Alles, denn es ist die Krönung meines Werkes. Mein einziges Bedauern ist, daß ich nicht Zeuge ihres Glücks sein kann. Junge Eheleute lieben die Heimlichkeit und Einsamkeit, und ich würde daher nur überflüssig sein. Kann ich aber Ihnen nicht folgen, so begleiten Sie meine besten Wünsche. Meine Ansprüche sind gering. Mir genügt die schwarze Suppe des Spartaners und der Quell des Anachoreten. Aber ich weiß sehr wohl, daß die veränderte Lebensstellung meiner Tochter mir gewisse Pflichten auferlegt. Viergie würde sich unglücklich fühlen, wenn ich mich nicht, wider meine Neigung, entschlösse, standesgemäß zu leben, und weit bin ich davon entfernt, ihr Kummer bereiten zu wollen. Sie wird darauf bestehen, daß ich eine Pension annehme, welche für meine Neigung viel zu groß ist. Der Reichthum, Herr Graf, ist eine Bürde; aber was thut man nicht für ein geliebtes Kind? Wollte ich Ihnen gegenüber den ganzen Stolz des Mannes entfalten, so würde sie, in dem Bewußtsein, daß sie mir Alles verdankt, sich dadurch nur verletzt fühlen. Darum, Herr Graf, wollen wir über diesen Punkt nicht streiten. Nichts für mich, Alles für sie!"

„Ich weiß Ihre Delicatesse vollkommen zu schätzen, Herr Marulas, und bitte Sie deshalb, über diesen zarten Gegenstand sich mit meinem Notar, Herrn Langlade, zu verständigen, welcher die nöthigen Papiere ausfertigen wird."

Dieser Schluß kam ihm unerwartet und schien ihm gar nicht zu gefallen. „Warum sollte es einen Dritten zwischen Männern geben, welche einander so nahe stehen wie wir, Herr Graf? Wir verstehen uns viel zu gut, als daß wir nöthig hätten, unsere Gedanken in juridische Formeln zu zwängen, und es widerstreitet meinem Gefühl, eine zarte Herzensangelegenheit so prosaisch behandelt zu sehen. Wir wollen ganz offen mit einander reden. Sir Clarence bietet meiner Tochter eine sehr vortheilhafte Zukunft, und ich habe als Vater die Pflicht, über das Wohl meines Kindes zu wachen, mag ich auch dabei zuweilen rauh in die Rosenwolken der Träume, in denen sie sich wiegt, hineingreifen müssen. Bin ich doch ihr einziger Beschützer, und muß doch meine Klugheit für Zwei ausreichen. Darum —"

„Es versteht sich, mein Herr, daß ich die Zukunft meiner Frau sicher stellen werde," unterbrach ich ungeduldig seinen Redeschwall.

„Daran zweifle ich nicht, Herr Graf," erwiderte er mit einer eleganten Verbeugung. „Dafür bürgt mir Ihre Liebe zu Der, welche die beneidenswerthe Stellung der Gräfin Chazol einnehmen wird. Aber, ohne der Delicatesse zu nahe zu treten, muß ich auch auf den immerhin möglichen Fall bedacht sein, daß Sie über kurz oder lang als trostloser Wittwer dastehen werden. Verzeihen Sie, daß bei diesem schrecklichen Gedanken die Rührung mich überwältigt. Und in diesem Fall würde ich alleiniger Erbe eines reichen, mir durchaus lästigen Wittwenguts sein, wenn nicht der Contract zwischen uns eine Clausel enthielte, welche mir nur einen Theil davon aufbürdet."

Mit solcher Finesse brachte der sonderbare Kauz dies vor, daß der Verdacht in mir aufstieg, er möge sich in seinen Ansprüchen nicht ganz sicher fühlen, und da fuhr mir ein Gedanke durch den Sinn.

„Erlauben Sie mir eine Frage über einen Punkt, der für unser Verhältniß von Wichtigkeit sein möchte."

„Gewiß, Herr Graf. Ich werde sie Ihnen mit der Offenheit beantworten, an welche Sie bei mir gewöhnt sind."

„Haben Sie, als Sie Viergie's Mutter heiratheten, das Kind legitimirt, es als das Ihrige anerkannt?"

„Davor wollte ich mich schon hüten!" platzte er heraus. „Ich wußte die Ehre, welche mir widerfuhr, viel zu sehr zu schätzen."

Bei dieser unüberlegten Antwort gab ich mir keine Mühe, meine Freude zu verbergen. „Dann, mein Herr, haben Sie der Tochter Ihrer Frau gegenüber gar keinen Anspruch, weder als Vater, noch als Erbe. Sie hängt in keiner Weise von Ihnen ab, Sie besitzen keinerlei Autorität über sie, und brauchen sich nicht zu überwinden, einem Reichthum zu entsagen, welchen das Gesetz Ihnen in keiner Weise zuerkennt."

Dies Argument brachte ihn endlich außer Fassung, aber nur für einen Augenblick.

„Es beliebt dem Herrn Grafen zu scherzen, und mit dem Vergnügen einer echten Künstlernatur folge ich dem genialen Flug Ihrer Phantasie. Viergie ist mir und ich bin ihr zu sehr ans Herz gewachsen, als daß ich nicht um ihrer selbst willen die Position vertheidigen müßte, welche ich vor dem Gesetz einnehme. — Kurz und gut, Herr Graf," fügte er mit verändertem Ton hinzu, „Viergie ist ohne Familie; als Mann ihrer Mutter habe ich sie auferzogen; außer mir hat sie Niemanden auf der Welt; das Gesetz würde mich im Nothfall zwingen, sie als meine Tochter zu unterhalten, bis sie das Mündigkeitsalter erreicht hat. Ohne meine Erlaubniß kann sie nicht heirathen, und darum bin ich in jedem Betracht ihr natürlicher und gesetzlicher Vormund."

„Aber ist Ihnen nie die Möglichkeit eingefallen, daß diese Vormundschaft Ihnen entrissen werden könnte?"

„Freilich, Herr Graf," erwiderte er lächelnd, „und das würde allerdings die Lage sehr vereinfachen. Aber, wie schon angedeutet, Viergie's wegen könnte ich meiner jetzigen Stellung nicht ohne einen Kampf entsagen, und der möchte seine unangenehmen Seiten haben. Es wären da gewisse gerichtliche Schritte erforderlich, welche der Oeffentlichkeit nicht leicht vorenthalten werden könnten. Viergie müßte feierlich für die legitime Tochter des Marquis und der Marquise von Senozan erklärt werden, und ginge auch das Gericht über den Mangel an Beweisen hinweg, so würde es doch in jeder Beziehung ein harter Schlag für das arme junge Wesen sein, welches sich plötzlich ohne Mutter fände."

Der Schurke befand sich wiederum im Vortheil. „Genug von dieser Comödie, mein Herr!“ sagte ich degoutirt. „Verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie vollkommen verstehe. Sie stellen Ihre Ansprüche und drohen im Fall der Nichtbefriedigung derselben mit einem Scandal. Das ist die Situation. Ich weiß, daß ich zahlen muß, und bin bereit dazu. Wie viel verlangen Sie?“

„Fünftausend Franken jährlich,“ antwortete er, mit dem Ton eines Mannes, der eine große Concession macht.

„Die sollen Sie bekommen. Und jetzt haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen. Mein Notar wird das nöthige Document ausfertigen. Nur noch Eins lassen Sie sich gesagt sein. Unser Abkommen erlischt an dem Tage, an welchem Sie dem Wohnort der Gräfin Chazol nahe kommen.“

„Die Liebe liebt das Geheimniß! Bin ich doch auch jung gewesen! Der Herr Graf können sich auf mein Zartgefühl verlassen!“

Welche Ueberwindung kostete es mir, den Hallunken nicht aus dem Fenster zu werfen! Nur der Rücksicht auf Viergie hatte er es zu verdanken, daß er dies Mal noch den Weg durch die Thür fand, während ich ihm mit nicht gerade stolzen Empfindungen nachschaute.

Als ich nach Morniere kam, stand Viergie, meiner harrend, unruhig und besorgt, am Fenster des Salons, und eilte mir, sobald sie mich erblickte, auf die Verandah entgegen. Meine Tante und Genoveva befanden sich dort, und ich konnte ihr keine Mittheilung machen; aber aus dem freudigen Glanz meiner Augen erkannte sie, daß ich gute Nachrichten bringe. Ich gab ihr die Hand, tief erröthend reichte sie mir die ihrige, und nie hat mich ein reinerer Wonneschauer durchbebt als bei dem sanften Druck, welcher mir sagte, daß wir jetzt Brautleute seien; nie hatte es mich heiliger durchglüht, als bei dem keuschen Blick, welcher unter dem Schleier der langen Wimpern hervordrang.

„Gut, daß Sie kommen,“ sagte meine Tante. „Genoveva wartet schon lange auf Sie, um die Kreidezeichnung des Schlosses zu vollenden. Es scheint, als könne sie nichts ohne Sie zu Stande bringen.“

„Jean muß mir schon Unterricht in der Perspective geben,“ antwortete Genoveva lachend. „Was versteht denn ein Mädchen von Mathematik?“

Wir setzten uns unter die Kastanien vor dem Schlosse. Das

Geplauder Genoveva's machte es mir möglich, mich ungestört in den Anblick Viergie's zu versenken. Ein sanfter Friede war über dasselbe ausgegossen. Das Geheimniß, welches unsere Seelen vereinigte, erfüllte mich mit namenloser Freude, wie ich sie nie zuvor empfunden. Welche Blicke, und welches Lächeln! Einmal neigte sie sich über mich, um die Zeichnung Genoveva's näher zu betrachten. Ihre Wange berührte die meinige, und ich hörte das Klopfen ihres Herzens.

Am Morgen erwartete ich sie bei der Felsengrotte. Sie erschien in der ländlichen Tracht, welche sie ihren Mildthätigkeitsanzug nannte. Ich hatte einen Kranz wilder Rosen gewunden, den ich ihr als Erinnerung unseres ersten Zusammentreffens aufsetzte.

„So ist es also wirklich wahr?"

„Wahr ist, daß ich Dich liebe und daß Du mein bist!" erwiderte ich, sie in meine Arme schließend. Ich erzählte ihr Alles. Ihr glühendes Antlitz an meine Brust bergend, flüsterte sie:

„So stand es in den Sternen geschrieben, daß Du mich kaufen solltest wie eine Sclavin. Nimm hin was Dir gehört, Du mein sanfter Herr!"

Noch an demselben Tage schrieb ich meinem Onkel. Seiner Einwilligung bedurfte ich nicht; wol aber war ich, im Begriff, einen Schritt zu thun, der meine ganze Laufbahn umgestalten mußte, ihm, meinem nächsten Verwandten, jegliche Rücksicht schuldig. Du weißt, welchen Abscheu er vor der Ehe hat. Um ihm die Sache plausibel zu machen, bedurfte es eines größeren Aufwandes diplomatischer Finesse, als Du beim Abschluß eines Vertrags mit einem japanesischen Häuptling aufzubieten hast.

Nein, René, von wahrem Glück weißt Du nichts, und auch ich hatte keine Ahnung davon. Haben wir doch alle Genüsse des Lebens mit einander durchkostet. Sind wir doch in der Wahl unserer Vergnügungen so wenig penibel zu Werke gegangen, wie es bei Männern unseres Berufes und Standes gebräuchlich ist. Haben wir doch nach Allem gegriffen, was eine pikante Abwechselung bieten und die Sinne reizen konnte. Jetzt aber entdeckte ich in mir ein neues Wesen, einen Schatz zarter und reiner Empfindungen, welchen ich nie bei mir vorausgesetzt. Heilig wurde mir das, woran ich nie geglaubt, und mein im Taumel abgehetztes Herz überströmte von reiner Begeisterung.

Oft begleite ich Viergie auf ihren Wohlthätigkeitsgängen am Morgen; aber wir wagen uns nicht täglich zu treffen, um jedes Gerede unter den Leuten zu vermeiden. Die Rücksicht, an welche wir nicht dachten als wir nichts zu verheimlichen hatten, drängt sich uns jetzt auf. Auf diesen gemeinsamen Gängen können wir uns so recht aussprechen, von ihnen bringen wir stets ein neues Glück, einen neuen Schatz heim. Wie süß ist doch das Geheimniß unter Liebenden! Seit das Loos gefallen, ist ein neuer Geist über mich gekommen. Ich bin mir selbst klar geworden, mit mir selbst in Einklang gekommen, und mein Leben hat jetzt einen bestimmten Zweck. Aus Viergie's ganzem Wesen aber strahlt ein stilles Glück, welches wie verklärend auf sie wirkt, ihr eine Schönheit, einen Liebreiz, ein Etwas verleiht, das unwiderstehlich auf ihre Umgebung übergeht. Endlich meldete mir Langlade, daß der Vertrag mit Marulas unterzeichnet sei. Dann kam ein Brief vom Admiral, und Du kannst Dir denken, mit welcher Hast ich ihn öffnete. Die Epistel war originell wie ihr Verfasser. Er ist außer sich über meine Abtrünnigkeit. Da es sich aber einmal nicht ändern läßt, macht er gute Miene zum bösen Spiel, und ergeht sich in Sticheleien, welche nicht im Stande sind, seine aufrichtige Liebe zum ungezogenen Neffen zu verbergen. Am Schluß heißt es: „Jede Heirath ist ein dummer Streich, und von Glück kann sagen, wer mit blauem Auge davon kommt. Aber Du bist klug genug, um eine Dummheit riskiren zu können, und dumm genug, um aus Versehen einmal Glück zu haben. Du bist ja verliebt und willst heirathen, nicht ich. Folglich geht mich die Sache nichts an. Thue in Gottes Namen, was Du nicht lassen kannst, und nimm eine Frau, wenn Du nichts Klügeres zu thun weißt." Schließlich legte er das Versprechen ab, zur Hochzeit zu kommen.

Jetzt blieb nichts Anderes mehr übrig, als meine Werbung um Viergie bei der Tante anzubringen. Hätte ich auch an Mariasse's Enthüllungen nicht geglaubt, so wäre ich doch schon der Beschützerin meiner Braut diese Rücksicht schuldig gewesen. Zu meinem Befremden sah Viergie diesem einfachen Schritt mit einer Angst entgegen, als könnte daraus ein Unglück erwachsen, und auf meine Neckereien antwortete sie:

„Alles erschreckt mich; ich kann nicht dafür. Mir ist als lebe ich in einem Zauberschlaf, aus dem eine böse Fee mich erwecken werde."

„Aber, Kind, wie kannst Du nur so thöricht sein?"

„Sagte ich Dir's, würdest Du mich auslachen."

„So steckt wirklich etwas Ernstes hinter Deiner thörichten Furcht?"

„Frage mich nicht," antwortete sie verwirrt. „Es ist ein Aberglaube, der Dir lächerlich vorkommen würde. Laß mich darüber schweigen."

„Aha, ein Geheimniß!" rief ich lachend, und bestand darauf, daß sie mir beichte. Sie sträubte sich; ich gab ihr zu bedenken, daß jedes Geheimniß ein Diebstahl an der Liebe sei, machte ihr den Mangel an Vertrauen, welchen ich bei ihr entdeckte, zum Vorwurf, und ließ sie endlich merken, daß sie mich ernstlich beunruhigen würde, wenn sie nicht offen gegen mich sei.

„Nun, meinetwegen. Aber werde nicht böse. Meine Mutter, oder die arme Frau, welche mir als Mutter galt, glaubte in der Zukunft lesen zu können."

„Also eine Wahrsagung? Dacht' ich's doch."

„Da fängst Du schon an zu spotten," sagte sie, halb lachend, halb schmollend.

„Nein, mein Kind; verzeihe mir, und krame unbesorgt Deine Zauberkünste aus."

„Du wirst schon Respect vor ihnen bekommen, Du Spötter. Als ich noch ganz klein war, sagte sie mir, eines Tages werde ich einen schönen Herrn von einem benachbarten Schlosse treffen, und er werde mich lieben."

„Wirklich? Nun, da muß ich die Prophetengabe der würdigen Frau anerkennen, und bin, von meiner Schönheit durchdrungen, bereit, das, was sie gesagt, eidlich zu erhärten. Aber was ist denn darin so Schreckliches?"

„Warte, Du hast nur den ersten Theil gehört, und gerade weil dieser so pünktlich eingetroffen, fürchte ich, daß auch das Weitere in Erfüllung gehen werde."

„Das soll mich doch verlangen!"

„Ja, lache nur, wenn Du's vermagst. Vielleicht gelingt es Dir, meine Furcht zu zerstreuen."

„Schnell, schnell, die Prophezeihung!"

„Du kannst Dir denken, daß, als ich größer wurde, ich mir die Vorhersagung häufig wiederholen ließ und daß sie sich mir lebhaft eingeprägt hat. Ueber den schönen Herrn, welchen ich schon deutlich vor Augen sah und der aus seinem Schloß zur Schäferin herabsteigen sollte, konnte ich nichts Näheres herausbringen, aber stets sagte sie, ich werde ihm nie angehören."

„Nichts weiter?" rief ich, mit etwas erzwungener Heiterkeit. „Siehst Du denn nicht, daß die Prophezeihung bereits in Erfüllung gegangen?"

„Wie so?" fragte sie erstaunt. „Bist Du denn nicht der schöne Herr, der mich liebt?"

„Allerdings liebe ich Dich, und schön mag ich auch sein — in Deinen Augen. Aber mein bist Du schon jetzt, und eben deshalb kannst Du nicht dem Andern angehören, welcher, gewiß schöner als ich, Dich auf sein Schloß führen möchte."

„Also auf Sir Clarence sollte es sich beziehen?" sagte sie nachdenkend, mit sichtlicher Erleichterung."

„Auf wen sonst, Närrchen? Und um Dir die Grillen zu vertreiben, werde ich sofort bei Deiner Mutter, deren Segen uns allein noch von Nöthen ist, um Deine Hand anhalten."

Zwischen der Tante und mir fand ein zu inniges Verhältniß statt, als daß ich mich ihr nicht mit unbedingtem Vertrauen und ohne alle Verlegenheit hätte nahen sollen. Was hätte ihr auch mehr erwünscht sein können, als eine Verbindung, welche auf ein Mal Viergie das unbestreitbare Anrecht auf einen ebenbürtigen Platz in der Familie sicherte? Mußte doch dadurch aller Zwiespalt der Empfindung gelös't werden. Ohne Bedenken gab sie unserm Bund ihren Segen. Aber nicht ohne Befremden gewahrte ich, daß eine gewisse Unruhe sich in ihre Freude mischte, gleich als zweifle sie an der Tiefe und Dauer meiner Neigung zu Viergie. Mit der liebevollen Offenheit eines Sohnes bat ich sie, mir ihre Bedenken mitzutheilen, falls sie deren hege.

„Lassen Sie sich durch meine Traurigkeit nicht beirren," erwiderte sie mit der Willenskraft, welche auch in den schwersten Prüfungen sie nie verläßt. „Ich habe eine schlimme Nacht mit Genoveva verlebt."

„Wie, ist Genoveva krank?"

„Ja, schon seit mehreren Tagen war sie leidend, ohne sich etwas merken zu lassen; gestern Abend aber, nachdem Sie uns verlassen, bekam sie einen nervösen Anfall, der mich ernstlich besorgt macht, und ich habe nach dem Arzt gesendet."

Glücklicherweise war Genoveva's Unwohlsein nicht gefährlicher Art, obgleich sie während mehrerer Tage das Bett nicht verlassen konnte, wobei Viergie kaum von ihrer Seite wich. Ich benutzte diese Zeit um das Nöthige mit Langlade zu verabreden. Die Trauer Viergie's genügte, um uns den Pomp einer provençalischen Hochzeit zu ersparen und die Ceremonien auf das unmittelbar Nothwendige zu beschränken. An Sir Clarence wurde ein Brief gesandt, und so konnten wir uns denn ungestört der Seligkeit des kurzen Brautstandes hingeben. Genoveva, noch immer angegriffen, kam selten zum Vorschein. Auf ihre Bitte nahmen wir unsere täglichen Spazierritte wieder auf, und wie gern benutzten wir diese Gelegenheit ungestörten Beisammenseins! Nur Eins warf einen Schatten auf unser Glück. Bei Genoveva ließ die Krankheit eine Schwäche und Niedergeschlagenheit zurück, welche deprimirend auf Alle wirkte. Namentlich Viergie schien dadurch schmerzlich berührt zu werden, und nicht geringe Mühe machte es mir, einen geheimen Kummer in ihr zu bekämpfen, den sie mir nicht verbergen, über den sie aber auch keine klare Rechenschaft ablegen konnte. Oft war es als hätte sich ihrer die Ahnung eines herannahenden Unglücks bemächtigt. Ich suchte mir dies als ein Ueberbleibsel des Aberglaubens zu erklären, und neckte sie damit. Für einen Augenblick verzog sich die Wolke, aber nur um bald wieder zu erscheinen. „Was kann ich dafür?" sagte sie ein Mal. „So wenig bin ich's gewohnt, glücklich zu sein, daß ich es erst lernen muß."

Eines Morgens erwachte ich von einem lauten Gepolter im Vorzimmer, und dann hörte ich Toby, welcher vergeblich die schallende, frische, fröhliche Stimme eines Andern zum Schweigen zu bringen suchte. Sofort erkannte ich diese Stimme. Es war Miro, mein Miro, welcher, wie eine Bombe ins Haus fallend, dem Briefe, der mir ihn ankündigen sollte, um zwei Tagen vorausgeeilt war. „Komm,

komm!“ rief ich fröhlich, und öffnete die Thür. „Miro, Miro, herein!“

Als er mich erblickte und sah, wie ich ihm die Arme entgegenstreckte, hielt ihn nichts mehr. Toby fast umwerfend, sprang er mir an den Hals. Du kannst Dir denken, wie ich den braven Jungen an mein Herz drückte.

„Commandant,“ sagte er mit fast zitternder Stimme (Du weißt ja, daß er mich nie anders anredet), „ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß ich weinen muß vor lauter Freude.“ Und wirklich waren seine Augen voll heller Thränen.

„Wann bist Du angekommen?“

„Vor einer Stunde. Erst lief ich schnell zur Alten, und dann kam ich hierher. Aber so lassen Sie mich meinen Commandanten doch ein Mal recht betrachten! Ist es doch als glühte die ganze Sonne der Provence Ihnen im Herzen, so glücklich sehen Sie aus. Da wären wir denn einmal wieder beisammen. Haben Sie mich nicht erwartet?“

„Nein.“

„Der Commandant René hat mich Ihnen doch angemeldet. Da muß der Postdampfer auf Irrwege gerathen sein.“

„Aber was führt Dich hierher?“

„Ich erhielt eine Wunde, und es wurde schlimm. Da schickte man mich mit dem ersten Dampfer heim, die Reise hat mir gut gethan, und hier bin ich.“

Du weißt, René, was ich von meinem Jugendfreunde halte. Zwischen uns besteht noch etwas mehr als Freundschaft. Wie er für mich, so könnte ich für ihn das Leben lassen. Ein Mal warf er sich im Gefecht den asiatischen Säbeln entgegen, um die für mich bestimmten Hiebe aufzufangen. Der Fanatismus für mich würde ihn zum Helden machen, wenn er es nicht so schon wäre.

„Da wären wir nun!“ wiederholte er. „Das ist der Park, und das Schloß, und der Glockenthurm, Alles wie es war, und das sind Sie! Da soll mich noch Einer auf ein Schiff bringen, das nicht von Ihnen commandirt wird! Schauen Sie einmal den Kram da an!“ Und er zeigte auf die nagelneue Goldschnur, welche ihn als Steuermann verkündete, und auf die Medaille, die seine Brust zierte.

„Allen Respect, Miro. Aber ich glaube nicht, daß wir wieder zusammen fahren werden."

„Warum nicht gar! Sollten die Leute Recht haben, welche behaupten, daß mein Commandant Politik machen wolle?"

„Darüber wollen wir ein ander Mal sprechen," erwiderte ich, meinen Anzug vervollständigend. „Natürlich wohnst Du hier."

„Ei freilich! Ich habe schon Toby gesagt, daß er mir mein altes Zimmer wieder einrichtet."

Es versteht sich von selbst, René, daß wir von Dir sprachen. Beim Frühstück erzählte er mir von Deiner letzten Expedition, und bist Du noch nicht Admiral, so liegt das nur daran, daß Miro nicht das Patent zu vergeben hat.

Aber ich mußte nach Morniere aufbrechen, und traf meine Vorbereitungen. „Gehen wir auf die Jagd?" fragte Miro.

„Nein; ich muß zu meiner Tante Senozan. Macht es Dir Spaß, so komme mit."

„Eigentlich nicht," erwiderte er, sich verlegen hinterm Ohr kratzend. „Ist es Ihnen recht, Herr Commandant, so habe ich lieber ein ander Mal das Vergnügen, und mache jetzt einen Abstecher nach Severol."

„Wie Du willst."

Wir ritten zusammen fort. Alles, was er sah, entzückte ihn, und eine Wohlthat war es mir, bei ihm dieselben Eindrücke wiederzufinden, welche mich bei der Rückkehr nach der Heimath bestürmt hatten.

„So verlassen wir also den Dienst?" sagte er, als wir uns bei der nach Morniere führenden Allee trennten.

„Würde es Dir leid thun?"

„Nicht sonderlich."

„Willst Du etwa auch Politik machen?"

„Ja, und ganz famose obendrein. Aber davon wollen wir morgen sprechen, Commandant."

Mit strahlendem Antlitz ritt er davon, und laut erklang seine Stimme in fröhlichem Gesang, gleich als wäre er ebenso wenig wie die Lerche im Stande, den seine Brust erfüllenden Jubel für sich zu behalten.

Erst spät kam ich nach Morniere, zum ersten Mal seit unserem Verlöbniß, und Viergie war darüber fast böse. Leicht wurde es mir, sie

zu versöhnen, als ich Miro's Ankunft meldete. Zwar schmollte sie noch ein wenig darüber, daß irgend Jemand im Stande gewesen, mich ihr auch nur auf eine Stunde abwendig zu machen; aber ein Streit zwischen Geliebten besitzt einen Zauber, dem man sich gar zu gern hingibt. Schön ist es, von der Geliebten gezankt zu werden und ihr die Vorwürfe von den Lippen zu küssen. Vollends war sie getröstet, als ich ihr mittheilte, daß, einer mir gestern gewordenen Meldung des Pfarrers zufolge, morgen unser erstes Aufgebot stattfinden werde.

Der Tag verstrich jedoch nicht in heiterer Stimmung. Genoveva war wieder mehr leidend, und Viergie's schien sich eine Unruhe bemächtigt zu haben, die ich mir nicht erklären konnte. Früher als gewöhnlich kehrte ich nach Chazol zurück, wo Miro in meinem Zimmer auf mich wartete. Die Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf auf die Hände gestützt, saß er da. Als ich ihn grüßte, sprang er auf, und ich bemerkte, daß sein Gesicht todtenbleich war.

„Was ist Dir geschehen?“ rief ich.

Er gab mir einen Wink, in Folge dessen ich Toby entließ, und als wir allein waren, wiederholte ich meine Frage.

„Etwas sehr Hartes, Commandant. Ich wartete hier auf Sie um zu erfahren, wie es sich damit verhält, denn Sie müssen es am besten wissen.“

„Sprich, lieber Miro!“

„Als ich Sie heute Morgen verließ, ritt ich nach Severol, um meine Rückkehr — Einer ankündigen, — Einer, welche mich in gutem Andenken behielt, seit ich vor einigen Jahren vier Monate hier verweilte. Ich habe Ihnen nie davon erzählt, weil Sie mich sonst hätten zurückschicken wollen, während ich Sie doch unmöglich ganz allein unter den Heiden lassen konnte. Es war auch im Grunde genommen ganz einerlei, ob ich mich einige Jahre früher oder später verheirathete.“

„Verheirathen wolltest Du Dich?“

„Ja. Ich hatte ihr Wort, sie hatte das meinige, und ich war ganz ruhig dabei. Als ich nun aber heute Morgen bei dem Hause ankomme, ist Niemand drinnen. Ich erkundige mich; man sagt mir, die Mutter sei todt, die Tochter sei ein Fräulein geworden und wohne jetzt auf dem Schloß Morniere.“

„Viergie?“ rief ich entsetzt.

„Ja, Viergie, das ist ihr Name. Sie können sich denken, wie mir zu Muthe wurde, als ich erfuhr, daß sie auf dem Schlosse ganz wie daheim ist, daß sie mit Ihrer Cousine ausreitet, und daß obendrein ein englischer Lord sich's in den Kopf gesetzt hat, sie zu heirathen. Als ich das Alles hörte, war's mir gerade als führe mir eine Kugel durch das Herz und ich müsse nur gleich todt niedersinken. Seitdem weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Ich suche mir einzureden, daß man mir etwas vorgeflunkert, daß sie mich nicht vergessen hat. Ist sie aber reich, so kann ich unmöglich noch an sie denken. Ach, ich bin wirklich recht unglücklich!"

Indem ich ihm zuhörte, fühlte ich, wie mir alles Blut zum Herzen strömte und ich so bleich wurde wie er. „Viergie?" wiederholte ich. „Hat *sie* Dir die Ehe versprochen?"

„Ei, ja wol; zugeschworen hat sie's mir, und ich glaubte daran wie an mein ewiges Seelenheil."

Als er mich so erschüttert sah, begriff er sofort, daß keine Hoffnung mehr für ihn vorhanden sei. „Es ist also Alles wahr," sagte er tonlos.

„Ja, es ist wahr, daß sie sich auf dem Schloß befindet."

„Ich bitte Sie, Commandant, sagen Sie mir Alles rund heraus; ich bin ja ein Mann! Das mit dem Engländer ist auch wahr?"

Ich wagte es nicht, ihm auf ein Mal die ganze Wahrheit zu sagen, und wir hatten unser Geheimniß so gut behütet, daß es noch nicht über den Kreis der Familie hinaus gedrungen war. Nach und nach mußte ich ihm das beibringen, was weder ihm noch mir erspart bleiben konnte.

„Höre mir ruhig zu. Du weißt ja, daß ich nie Anstand nahm, mich Dir zu vertrauen. Jetzt werde ich Dir ein Geheimniß mittheilen, von dessen treuer Bewahrung meine Ehre, die Seelenruhe Viergie's und das Glück der Meinigen abhängt."

„Schnell, heraus damit!"

„Viergie wohnt auf Morniere weil sie dorthin gehört, mit einem Wort, weil sie die Tochter der Marquise Senozan ist."

„Des Marquis, wollten Sie sagen. Das ist ja bekannt genug."

Ich theilte ihm jetzt Mariasse's Geständniß und alle seine Folgen mit. Er war wie vernichtet.

„Sagten Sie's mir nicht, so würd' ich's nicht glauben," antwortete

er, das Haupt unter der Last seines Unglücks tief herabbeugend. „Ich bin verloren. Was soll jetzt noch aus mir werden?"

Ich hatte nicht den Muth, ihm zu antworten. Tausend widersprechende Gedanken und Empfindungen stürmten durch mein Hirn und Herz — Eifersucht, Argwohn, Mitleid, Wuth. Indem Viergie mir gesagt, daß ich ihre erste Liebe sei, hatte sie mich betrogen. Was mochte zwischen ihr und Miro vorgefallen sein? Ich konnte mich nicht überwinden, ihn danach zu fragen, und begriff, daß eine Auseinandersetzung mit ihm heute unmöglich sei. Es war ihm die Ueberzeugung geworden, daß er entsagen müsse. Das war genug für ein Mal, und auch ich bedurfte der Ruhe und Sammlung. So saßen wir schweigend einander gegenüber. Der gute Mensch! Meine Ergriffenheit falsch deutend, wollte er mich noch trösten.

„Da sollen Sie gar Kummer haben um meinetwillen. Lassen Sie's gut sein, Commandant, und machen Sie sich darüber keine Sorgen. Hart ist es, aber damit, daß Sie sich grämen, wird ja doch nichts geändert. Ich zürne ihr nicht. Konnte sie doch nicht wissen, daß sie vornehmer Leute Kind und nicht für einen Miro geschaffen sei. Gehen Sie ruhig zu Bette, und lassen Sie sich durch den Gedanken an mich nicht in Ihren Träumen stören."

Kein Wort des Trostes wollte mir über die Lippen. Miro war furchtbar angegriffen, und indem er vom Stuhle aufstand, wankte er hin und her wie ein Trunkener. Ich brachte ihn auf sein Zimmer und war ihm beim Auskleiden behülflich, ohne daß er anfänglich darum gewahr wurde. Als er's bemerkte, sagte er:

„Da müssen Sie mich nun pflegen als hätte ich ein Bein gebrochen. Das ist nicht in der Ordnung, Commandant, und ich darf's nicht zugeben."

„Komm, leg' Dich nieder."

Er gehorchte. Ein Blick auf seine Kleider werfend, sagte er: „Was sollen mir nun meine Schnüre und Medaillen, auf die ich so stolz war? Alles dahin!"

Als ich allein war, wurde es mir schwer, das Chaos meiner Gedanken zu entwirren. So unerwartet und plötzlich war Alles gekommen, daß ich kaum daran glauben konnte. Daran, daß Viergie von Miro geliebt wurde, konnte kein Zweifel obwalten. Und wie konnte

ich daran zweifeln, daß sie sich ihm verlobt, wenn er es mir so klar und einfach versicherte?

Bei diesem Gedanken war es mir, als öffnete sich zu meinen Füßen ein Abgrund, und es erfaßte mich ein Schwindel. Viergie hatte mich getäuscht. Ihre Liebe war nur Trug. Entweder hatte sie den armen Jungen betrogen, der ihr mit so treuer Liebe anhing, oder sie verrieth jetzt mich. Wie Sir Clarence, war auch ich ihr nur ein Werkzeug zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, vielleicht sogar ihrer Habsucht. Bewegt doch die Leidenschaft sich stets in Extremen. Es gab für mich eine schreckliche Nacht. All mein Glück lag in Trümmern um mich her. Ohne Zweifel war sie schon seit mehreren Tagen davon unterrichtet, daß Miro zurückkommen werde, und daher die Zaghaftigkeit und Beängstigung, welche ich ihrer Zärtlichkeit für mich zugeschrieben hatte. Alles, was ich beschönigt, erschien mir jetzt im gravirendsten Licht. Schon als sie, sich zu den niederträchtigen Plänen ihres Pflegevaters hergebend, in jener Nacht zu mir kam, war sie mit Miro verlobt, welcher bei den Antipoden an sie glaubte. Welches Recht hatte ich noch, an sie zu glauben?

Ich mußte sie sprechen, mußte ihr sagen, daß ich Alles wisse, daß ich sie kenne und sie von mir stoße. Aber es war Sonntag, und an diesem Tage begleitete sie die Marquise und Genoveva zur Messe. Da konnte ich sie also nicht zur gewöhnlichen Stunde antreffen. Ich schrieb ihr, daß ich sie an der Felsengrotte erwarte, und sandte Einen von meinen Leuten damit ab; sie war immer früher auf als alle Andern, und mittelst des ihr anvertrauten Schlüssels zum Park konnte sie zu jeder Stunde das Schloß verlassen, ohne daß man darum gewahr wurde. Es war jetzt auch nicht die Zeit zur strengen Beobachtung von Formalitäten. Damit, wie mit so vielem Andern, war es vorbei.

Kaum war ich auf dem Platze des Rendezvous angelangt, als ich Viergie durch das thaubefeuchtete Gebüsch herbeieilen sah. Schon beim ersten Blick erkannte ich, daß sie aufgeregt war; jedoch trat sie mir mit lächelnden Lippen entgegen. „Was gibt's?“ sagte sie. „Ich komme auf den Ruf meines Herrn und Gebieters.“

Ich hatte mir einen Plan ausgedacht, um ihr auf recht schlaue Weise das Geständniß ihrer Treulosigkeit zu entreißen. Aber bei

diesem Lächeln, bei diesen Worten, ließ mich die Entrüstung aller Klugheit vergessen.

„Ich habe Miro gesehen,“ antwortete ich, ohne die mir hingehaltene Hand zu beachten, „und er hat mir Alles gesagt.“

„Der arme Miro!“

„Ja wol, der arme Miro!“ wiederholte ich im Tone bitterer Ironie, der mir selbst das Herz zerschnitt. „Der arme Miro! — Alles hat er mir gesagt.“

Mit tiefem Staunen, als wäre mein Benehmen ihr unbegreiflich, blickte sie mich an.

„Und was hast Du daraus entnommen?“

„Ich habe daraus entnommen, daß Du ihn verrathen, um Dich mir in die Arme zu werfen, gerade so wie Du mich verriethest, als Du mir verhehltest, daß Einer zwischen uns stehe.“

Sie preßte die Hand auf die Brust, als empfinde sie dort einen stechenden Schmerz. „Nimm Dich in Acht, Jean!“ sagte sie ernst. „Du bist sehr hart, und thust mir weh.“

„Aber was willst Du darauf antworten, wie mir das Vertrauen zurückgeben? Hast Du nicht mir aus dem ein Geheimniß gemacht, was in Deiner Vergangenheit für mich das Wichtigste war, und damit die einfachste Redlichkeit verleugnet? Hast Du Dich ihm nicht verlobt und dem armen Jungen die Treue gebrochen? So rechtfertige Dich doch, wenn Du kannst!“

Ich sah wieder die düstere Flamme aus ihren Augen sprühen, welche mich früher so oft getroffen. „Rechtfertigen soll ich mich, Jean?“ antwortete sie stolz. „Das ist etwas zu viel verlangt. Ist es so weit mit uns gekommen, dann Lebewohl! Wir haben einander nichts mehr zu sagen.“

Ihre Ruhe machte mich nur noch wüthender. Ich packte ihren Arm um sie am Weggehen zu verhindern, und schüttelte ihn heftig. „Nein, Du sollst reden!“

Mit stolzer Resignation blickte sie mir fest ins Auge.

Ich schämte mich meiner Heftigkeit, und zog den Arm zurück. „So sprich doch! Sage mir, daß er sich nur etwas eingebildet, oder daß er gelogen!“

„Miro sollte gelogen haben?“ versetzte sie, mit stolz erhobenem Haupt. „Das könntest Du nimmermehr glauben.“

„So hast Du ihn also geliebt, und mich betrogen?“

„Ja wol, ich habe ihn geliebt,“ erwiderte sie, ohne den Blick zu senken.

„Und Du liebst ihn noch jetzt, und dennoch willst Du mich heirathen?“

Nicht eine Muskel bewegte sich an ihr. Ruhig war ihr Antlitz, wie das einer Juno. Nicht als Angeklagte, sondern als Eine, die zu vergeben hatte, stand sie mir gegenüber.

„Armer Jean! Du willst mich beleidigen. Aber ich wäre Deiner Achtung nicht werth, wenn ich über solche Beleidigung erröthen könnte.“

„Solche Sprache wagst Du gegen mich zu führen? Da soll mich doch wahrlich verlangen, wie Du ihm gegenübertreten wirst.“

„Ihm?“ erwiderte sie lebhaft. „Da bin ich nicht besorgt. Bei ihm brauch' ich mich nicht vor unbekannten Subtilitäten, nicht vor den Mysterien Eurer Wohlanständigkeit zu fürchten. Er ist ein Kind des Volkes, wie ich. Unsere Herzen reden dieselbe Sprache. Bei ihm begehe ich sicher keinen Verstoß, und er wird mich schon verstehen. Was aber Deine Vorwürfe betrifft,“ fuhr sie ruhig fort, „so magst Du nach den Begriffen, die unter vornehmen Leuten herrschen, berechtigt sein, sie mir zu machen; ich aber weiß, daß ich sie nicht verdiene.“

„Hast Du mir nicht ein Geheimniß aus diesem Verhältniß gemacht? Wer sollte betrogen werden — er oder ich?“

„Unsere Beziehungen zu einander waren von Anfang an voll von Stürmen, Jean,“ erwiderte sie mit bitterm Lächeln. „Da gibst Du mir nun schon zum dritten Mal Deinen Argwohn und Deinen Mangel an Achtung zu erkennen. So muß es ja wol unter Euch Gebrauch sein, wenn Euch ein Kind der Armuth gegenübersteht. Ich aber sage Dir, daß dies das letzte Mal sein muß! Da Dein Glaube an mich so schwach ist, muß ich Dir wol antworten, und Du wirst mir zugeben, daß meine Antwort eine Rechtfertigung ist.“

Ihre Art und Weise versetzte mich in ein immer tieferes Staunen. „Das verräth ja einen völligen Mangel an sittlichem Bewußtsein und Rechtsgefühl!“ sagte ich vor mich hin.

„Möglich, nach Euren Begriffen!“ erwiderte sie, meine Worte

auffangend, im Tone stolzen Mitleids. „Jetzt aber vernimm die Geschichte meines Verraths. Eines Tages, ich war noch nicht fünfzehn Jahre alt, war in Severol Kirchweih. Ich trat schüchtern an den Platz heran, auf welchem getanzt wurde, und betrachtete mir dort die Glücklichen. Zu nahe wagte ich nicht zu kommen, um nicht fortgejagt zu werden. Du weißt ja, meine Mutter — oder Die, welche ich damals Mutter nannte — stand im Ruf, den bösen Blick zu haben, und der Mann, welcher als mein Vater galt, war nichts weniger als geachtet. Ich war natürlich die Erbin des auf ihnen ruhenden Hasses. Dieses Mal aber wagte ich mich dennoch näher als gewöhnlich, bis zu der Bank der Musikanten, als ein Mädchen, Namens Claudia (dieselbe, welcher ich vor acht Tagen Hülfe nach Orsai brachte) mich von dort verjagen wollte. Ich weigerte mich, auf ihr Geheiß den Platz zu verlassen. Da warfen sich noch mehrere Andere auf mich. Eine rief ihren Liebhaber herbei, welcher mich beim Arm packte, gerade so wie Du es eben gethan, und mich von der Bank riß. Ich sträubte mich, er schlug mich, und Alle riefen ihm ihren Beifall zu. Da kam ein Anderer dazwischen. Es war Miro. Ich hatte ihn noch nie gesehen, denn er war erst an demselben Tage angekommen. Ich glaubte, auch er wolle mich schlagen, und schloß die Augen, um wenigstens meine Schmach und meinen Schmerz nicht zu sehen. Aber indem ich Schläge erwartete, hörte ich die Worte: „Was, Du mißhandelst ein Mädchen?“ Dann fühlte ich mich von der Hand, die mich gepackt hielt, befreit, und als ich die Augen öffnete, lag der Liebhaber Claudia's am Boden. Ringsum erhob sich ein Schrei des Unwillens; mehrere Bursche wollten sich auf Miro stürzen. Er aber blickte ihnen so kühn und fest ins Gesicht, daß sie vor ihm stillstanden und kein Wort zu sagen wagten. „Komm,“ sagte er, „gib mir die Hand.“ Ich wagte es nicht und rührte mich nicht. „Es ist ja Viergie, die Tochter Mariasse's!“ rief es von allen Seiten. „Gut, da wird Viergie, die Tochter Mariasse's, mit mir tanzen, und wehe Dem, der sie zu beleidigen wagt!“ Und ohne daß ich nur ein Wort gesagt, wollte er mich zum Tanze führen. Ich aber brach in Thränen aus, nicht Thränen des Schmerzes, sondern der Freude. War es doch das erste Mal, daß Jemand mich beschützte, daß Jemand mir Achtung erwies. So lernte ich Miro kennen. An den folgenden Tagen sah ich ihn wieder; und so lange er bei seinem

Vater blieb, kam er an jedem Morgen zu dem Platz, wo ich die Ziegen hütete, und plauderte mit mir. Am Tage vor seiner Abreise fragte er mich, ob ich seine Frau werden wolle. Ich, die Frau Miro's? Ich glaubte, er mache sich über mich lustig. Viergie, die Tochter Mariasse's, das Kind des Elends und der Schande, die Frau des schönen Matrosen, den alle Buben fürchteten, und um dessen Gunst mich schon jetzt alle Mädchen des Dorfes beneideten? Erst an dem Schmerz, welcher sich auf seinem Gesicht spiegelte, erkannte ich, daß es ihm heiliger Ernst sei. Willst Du? wiederholte er. Willst Du auf mich warten bis meine Dienstzeit abgelaufen ist? Dann wirst Du Achtzehn alt sein, und sobald ich meinen Abschied habe, heirathen wir uns! — Was hätte ich ihm wol antworten können? Es war mir wie ein Traum. Ich antwortete Ja. War ich doch noch so jung. Und hätte er mir gesagt, es sei sein Wille, daß ich seine Frau werde, hätte er mir es befohlen, so würde es mir nicht in den Sinn gekommen sein, mich gegen einen Befehl Miro's aufzulehnen. Er fragte mich, ob ich ihn liebe. Wie hätte ich ihn nicht lieben sollen? Du lieber Gott, war er doch mein erster und einziger Freund! Er hieß mich schwören, und ich schwur. Stolz und glücklich reis'te er ab, stolz und glücklich ließ er mich zurück. Vor zwei Jahren kam er auf Urlaub nach Hause. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß er mich vergessen haben könne. Nur wenig bekam ich ihn zu sehen, denn er hatte das Fieber; aber dennoch wußte ich, daß er mich nicht vergessen. Er wiederholte es mir, daß er mich zur Frau nehmen werde. Liebte ich ihn? Ich weiß nicht, ob das, was ich für ihn empfand, das war, was man Liebe nennt; aber nie hat ein reineres Gefühl ein junges Herz bewegt. Seine Liebe hatte mich zum Bewußtsein meiner selbst gebracht, denn ich ließ mich jetzt nicht mehr insultiren. Und — noch ein Mal — genügte es nicht, daß er, der mir so hoch, so stark erschien, er, der Einzige, der mich geschützt und geachtet hatte, mich erwählt? Wieder reis'te er ab, und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. In den ersten Monaten nach seiner letzten Abreise erhielt ich drei Briefe von ihm, konnte ihm aber nur zwei Mal antworten, weil ich das Porto Sou bei Sou meiner Mutter stehlen mußte. Eines Tages traf ich Miro's Vater, Mathurin. Er sagte, daß sein Sohn mir die Heirath nur versprochen um seinen Spott mit mir zu treiben, daß ich weiter nicht daran zu denken brauche,

daß er seinen Sohn lieber tödten, als seine Einwilligung zu einer so schimpflichen Verbindung geben würde. Ich habe nie wieder etwas von Miro gehört oder empfangen."

René, meine Augen füllten sich mit Thränen. In Nichts versank ich bei der einfachen Erzählung dieses armen Wesens, welchem kein Märtyrerthum erspart geblieben. In Nichts zerfloß mein Verdacht, meine Eifersucht. Nichts kommt der Seelenqual gleich, welche ich empfand, als sie so ruhig und groß vor mir stand und mir das Bild ihrer Leiden entrollte.

Als sie geendet, kniete ich vor ihr nieder. „Vergib mir, Viergie!" sagte ich, den Saum ihres Gewandes berührend. Stolz und ruhig trat sie zurück. „Armer Jean!" Das war Alles, was sie auf die Betheuerungen meiner Reue erwiderte, und wieder schoß die dunkle Flamme aus ihren Augen hervor.

„Was soll ich zu Miro sagen?" fragte ich beklommen.

„Miro! Von ihm fürchte ich nichts. Er wird mich schon verstehen und mir glauben."

„Aber er liebt Dich noch immer!"

„Gerade weil er mich liebt, vertraue ich seinem Herzen."

„Willst Du ihn sehen?"

„Ja wol — in Deiner Gegenwart. Vor Dir und vor der Mutter werde ich ihm Alles sagen."

Wir verabredeten, daß ich Miro noch an diesem Tage aufs Schloß brächte, und wir trennten uns. Noch ein Mal bat ich sie um Vergebung. „Armer Jean!" Das war ihre einzige Antwort.

Auf Chazol fand ich Miro, welcher mich erwartete. Mit der seiner männlichen Natur eigenen Energie, war er seiner Verzweiflung so weit Herr geworden, daß er sie unter der Maske ruhiger Resignation verbergen konnte. Ich fragte ihn, ob er geschlafen.

„Viel ist es eben nicht geworden, Commandant. Aber lassen Sie das gut sein; es wird schon mit der Zeit verschleißen. Ich habe Sie hier erwartet um Sie zu bitten, sich meinetwegen keinen Kummer mehr zu machen."

„Gehst Du nach dem Dorfe?“

„Ja; ich habe versprochen, den Vater in der Messe zu treffen.

Da erinnerte ich mich, daß heute mein erstes Aufgebot mit Viergie erfolgen solle. „In der Messe?“ rief ich erschrocken. „Bitte, Miro, gehe heute Morgen nicht dorthin.“

„Das muß ich schon; heute ist der Todestag meiner Mutter, und ich darf nicht fehlen wenn für ihr Seelenheil gebetet wird.“

„Dennoch darfst Du heute nicht gehen, Miro!“ wiederholte ich dringend. Staunend blickte er mich an. „Nun, Commandant, wenn es eine Ordre ist, so muß ich wol gehorchen, wie leid es mir auch thut. Haben Sie meiner nöthig?“

„Ja, ich bedarf Deiner, und werde Deinen Vater benachrichtigen. Morgen lasse ich eine eigene Messe für Deine Mutter lesen und gehe selbst mit Dir.“

„Damit wird der guten Frau gewiß sehr gedient sein, und Ihre Freundlichkeit weiß ich vollkommen zu schätzen. Sind Sie aber nicht gerade sehr pressirt, so möchte ich wol um eine halbe Stunde Urlaub bitten.“

Ich merkte, daß er sich doch zur Kirche schleichen werde, wenn ich nicht zu stärkeren Argumenten griffe.

„Viergie erwartet Dich heute.“

„Wie — was — sie erwartet mich? Haben Sie mit ihr über mich gesprochen?“

„Ja,“ antwortete ich beklommen. „Wir sprachen von Dir, und sie bat mich, Dich mit aufs Schloß zu bringen.“

„Aber davon haben Sie mir gestern Abend nichts gesagt.“

„Ich habe eben erst mit ihr gesprochen.“

„Aus Ihrer Miene,“ sagte er traurig, „kann ich leicht entnehmen, daß sie mir nichts Gutes mitzutheilen hat. Fürchtet sie etwa, daß ich ihrer Verbindung mit dem Engländer Hindernisse in den Weg legen werde?“

„Nein, nein! Sie vertraut Deiner Vernunft und Deiner Freundschaft, und sprach von Dir wie von ihrem lieben, lieben Miro.“

„Wirklich?“ rief er mit einem freudigen Aufblick. Aber sofort versank er wieder in Niedergeschlagenheit.

„Das arme Kind!“ seufzte er. „Wer weiß, ob sie es nicht

bald bereuen wird, reich geworden zu sein! Lieben kann der Engländer sie wahrlich nicht so, wie ich."

Gegen Mittag begaben wir uns auf den Weg nach Morniere. Im Vorzimmer trafen wir den alten Martin, welcher uns sagte, daß die Tante mit Viergie im Salon sei. Ich entnahm daraus, daß man Genoveva entfernt, und daß wir erwartet wurden. Indem wir durch das Boudoir gingen, war Miro todtenbleich und zitterte am ganzen Körper, während mir war, als müsse das klopfende Herz die Brust zersprengen. Als wir eintraten, saß Viergie neben meiner Tante auf dem Sopha. Beim Anblick Miro's sprang sie mit einem Freudenschrei auf, als wollte sie ihm entgegeneilen; aber die Erschütternng war ihr zu groß, und sie sank auf den Divan zurück. Miro stand wie festgewurzelt auf der Schwelle und schaute mit fast irrem Blick auf sie. „So komm doch!" rief sie, ihre Arme nach ihm ausstreckend.

Da stürzte er zu ihr hin, ergriff ihre Hände und sank überwältigt vor ihr aufs Knie. „Viergie!" rief er; dann aber wich er zurück und schien über das, was er gethan, außer Fassung zu kommen. Liebevoll blickte sie ihn an, zog ihn dann zu sich hin, preßte seinen Kopf an ihre Brust und küßte ihm die Stirn. „Armer, armer Miro!" sagte sie schluchzend.

In diesem Gefühlsausbruch, in dieser Umarmung, lag eine so unendlich keusche, geschwisterliche Zärtlichkeit, daß ich sofort das völlig Unbegründete meines Verdachtes erkannte. Während sie ihn umarmt hielt, heftete sie auf mich einen ruhigen, stolzen Blick, der mir tief in die Seele drang und etwas Herausforderndes hatte.

René, es liegt in den unwillkürlichen Aufwallungen des Herzens, in dem Ueberschwellen des Gefühls, eine Beredtheit, welche die Vernunft nicht zu erreichen und nicht vorherzusehen vermag. Ich hatte mir eine Scene voll Kälte und Förmlichkeit, voll peinlicher Verlegenheit für Viergie vorgestellt. Als ich sie aber so zärtlich, so frei und sicher sah, da fühlte ich mich verwirrt und beschämt. Sie mochte meine Gedanken errathen, denn ein leises Lächeln kräuselte ihre Lippen. Nie hatte mich ein nagenderer Vorwurf getroffen, als der, welcher in diesem Blick, in diesem Lächeln lag, und ich mußte die Augen abwenden. Miro wußte nicht, was er sagen und wie er sich benehmen solle. Als er sich ein wenig beruhigt, ließ sie ihn neben sich sitzen.

„Mein lieber Miro, so bist Du also zurückgekommen?"

„Ja, Fräulein," stotterte er. „Sie befinden sich doch wohl?"

„Fräulein?" sagte sie erstaunt. „Weshalb nennst Du mich nicht Viergie, und Du, wie Du's immer gethan?"

„Ich wage es nicht," erwiderte er, sie mit scheuem Blick betrachtend, gleich als mache es ihm Mühe, sie wieder zu erkennen. „Mein Commandant sagte mir, Sie hätten nach mir verlangt."

„Wie es mich freut, Dich wiederzusehen! Ich glaubte, Du hättest mich vergessen."

„Ich Sie vergessen?" erwiderte er traurig. „Das konnte doch nicht sein, da ich Ihnen so häufig schrieb."

„Du hättest mir geschrieben?" rief sie erstaunt. „Seit zwei Jahren habe ich keine Zeile von Dir gesehen."

„Seit zwei Jahren?" erwiderte er, nicht minder überrascht. „Ich fügte doch jedem Brief an meinen Vater einen für Dich bei."

„Er hat mir sie nie gegeben."

„So steht die Sache!" antwortete er. „Ich kann mir seine Gründe schon denken; aber schlecht ist es von ihm, und ich werde ihm Vorwürfe darüber machen."

„Da mußt Du auch an mir irre geworden sein."

„O nein. Voll Vertrauen kam ich hierher. Erst als ich vernahm, welche Veränderungen mit Ihnen vorgegangen, begriff ich Alles."

„Hat man Dir gesagt, ich würde heirathen?" fragte sie ruhig.

„Ja, ich habe davon gehört."

„Und was dachtest Du dabei? Sei ganz offen gegen mich."

„Es that mir sehr weh; aber ich sah ein, daß es nicht anders sein könne, und daß Sie von jetzt an dem Willen der Frau Marquise folgen müßten."

„Und Du hast mir nicht gezürnt?"

„Wie sollte ich Ihnen zürnen?" antwortete er verwundert, als könne er diesen Gedanken nicht fassen. „Da müßt' ich ein schlechtes Herz haben, wenn ich Ihnen Ihr Glück nicht gönnte."

„Armer Miro!" Und noch ein Mal drückte sie seinen Kopf an ihre Brust.

„Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen," sagte er. „Ist es nicht besser, daß Sie glücklich werden, als daß ich es werde?"

„Du wirst doch nie daran gezweifelt haben, daß ich immer Deine Freundin, Deine Schwester sein werde?“

„Daran hab' ich nicht gedacht; aber gewiß thut es mir wohl, zu erfahren, daß Sie mich nicht vergessen.“

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in diesen einfachen Erörterungen zweier Seelen, denen es gegenseitig nicht in den Sinn gekommen war, an einander zu zweifeln und einander Vorwürfe zu machen. „Hoffentlich werden Sie auch auf meine Freundschaft rechnen, Miro,“ sagte meine Tante. „Mein Vater hielt viel auf den Ihrigen.“

„Ich danke Ihnen aus dem Grunde meines Herzens, Madame, schon allein wegen dessen, was Sie an — Fräulein Viergie gethan.“

„Schon wieder Fräulein? Nenne mich doch so, wie Du's immer gethan.“

„Bitte, lassen Sie mich lieber bei meiner Manier,“ antwortete er kopfschüttelnd. „Es geht nun einmal nicht mehr. Ich weiß wohl, daß Sie jetzt über mir stehen. Eins aber könnte ich nicht ertragen — wenn Sie mich anders anredeten, als ich's von Ihnen gewohnt bin. — Es ist also wahr, daß Sie künftig in England wohnen werden?“ setzte er nach kurzem Schweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„In England?“

„Nun ja, Sie heirathen ja doch einen Engländer.“

Viergie warf mir einen fragenden Blick zu. Sie hatte geglaubt, daß Miro schon Alles wisse, und diese Prüfung nicht vorhergesehen.

„Beruhige Dich,“ antwortete sie. „Du bist falsch unterrichtet. Es handelt sich nicht mehr um diese Verlobung, sondern ich war einem Andern bestimmt.“

„Viergie!“ rief ich, erschrocken über die eigenthümliche Betonung dieses Wortes.

„Aber was geht hier denn vor?“ fragte Miro, seine Blicke befremdet zwischen uns hin und her schweifen lassend.

„Der, welchen ich heirathen sollte, Miro, fuhr sie ruhig fort, „war der Graf Jean de Chazol.“

„Jean, mein Jean?“

Eine tiefe Röthe stieg ihm in die männliche, von den Stürmen des Meeres gebräunte Stirn. Für einen Augenblick schien dieser Schlag ihn vollständig zu überwältigen. „Jean, mein Jean?“ wiederholte

er nochmals. Endlich sich fassend, fuhr er, zu mir gewendet, fort: „Jetzt begreife ich, wie lästig Ihnen das gewesen sein muß, was ich Ihnen gestern vorplauderte. Nehmen Sie mir's nicht übel, Commandant; ich wollte Sie ja nicht beleidigen!"

In allem seinem Schmerz fühlte der arme Junge noch das Bedürfniß, sich dafür zu entschuldigen, daß er mir seinen Kummer anvertraut. Gerührt reichte ich ihm die Hand, noch ein Mal schloß ihn Viergie thränenden Auges in ihre Arme, und er wankte davon.

Die Tante ließ uns allein. Ich war so erschüttert und beschämt, daß ich stumm vor ihr stand. „Jetzt weißt Du Alles über meinen Verrath, Jean," sagte sie.

„Verzeihung, Viergie!" Das war Alles, was ich über die Lippen bringen konnte.

„Ich habe Dir schon vergeben," antwortete sie traurig. „Allerdings hätte ich Dir wol dies unschuldige Geheimniß meiner Jugend anvertrauen sollen. Aber mein Herz hatte es mir nicht gesagt. Ich liebte Miro wie einen Freund, der mich beschützt hatte, und glaubte, er habe mich vergessen. Was ich für ihn empfunden, war so ganz anders, als das, was Du mir einflößtest, daß es sich nicht damit vergleichen ließ. Nie hatte ich Jemandem etwas über das Versprechen, welches wir einander gegeben, gesagt, weil ich fürchtete, daß man mich nur verspotten werde. Jahre waren seitdem verflossen, als ich Dich kennen lernte. Wirf es mir vor, wenn Du's vermagst, daß ich über Dich meinen Miro vergessen konnte."

Noch ein Mal bat ich sie um Verzeihung, flehte sie an, das, was ich verschuldet, auf Rechnung der leidenschaftlichen Liebe, die sie mir eingeflößt, zu setzen.

„Du hast meinem Stolz keine Wunde erspart, Jean," sagte sie im Tone tiefster Kränkung. „Die Achtung vor mir keimte in Dir so langsam und war so leicht zu erschüttern, daß ich mich fragen muß, was Du an mir lieben konntest. Du hast wol nicht daran gedacht, wie Deine stets wiederkehrenden Zweifel mich immer daran erinnern mußten, daß Du im Begriff standest, mich, das Kind der Armuth, zu Dir emporzuheben!"

Auf Chazol traf ich Miro. „Sie müssen mich entschuldigen,

Commandant, wenn ich Ihnen noch ein Mal Ungelegenheiten bereite. Ich gebrauche einen Rath von Ihnen."

„Sprich frei heraus, lieber Miro. Du weißt ja, daß Du mir nie lästig fällst."

Ich muß gestehen, daß in der Gegenwart des armen Jungen, welcher sein Leid so männlich und mit solcher Selbstverleugnung trug, mich ein Gefühl beherrschte, welches, abgesehen vom natürlichen Mitleid, große Aehnlichkeit mit Beschämung hatte. Ich fühlte, daß er in mancher Beziehung besser sei als ich, daß er in der schwersten Prüfung sich größer zeigte, als ich zu irgend einer Stunde gewesen.

„Sie können sich denken, Commandant," hub er an, „daß alles das, was ich heute gehört, mich von manchem Irrthum geheilt und allerlei Veränderungen in mir hervorgebracht hat. Indem ich Viergie so schön sah und indem sie so gut gegen mich war, mußte ich wol einsehen, daß es sich nicht mehr für mich schicke, an unser früheres Verhältniß zu denken. Dergleichen war nur angebracht als sie meines Schutzes bedurfte, was ja jetzt, Gott sei Dank, nicht mehr der Fall sein kann. Aber es thut mir leid, daß ich, ohne es zu wollen, ihr und Ihnen so viel Kummer machen mußte. Hätte ich das gewußt, so wäre ich gewiß nie hierher gekommen."

„Wie Du nur so reden kannst, Miro! Meinst Du, es erfülle uns ein anderer Kummer, als der um Dich?"

„Nehmen Sie's wie Sie wollen; der Kummer ist nun einmal da. Trotz meines Schmerzes fühle ich sehr wohl, daß es niederträchtig von mir wäre, ihr und Ihnen Ihr Glück zu beneiden. Aber der Mensch ist zuweilen von Natur schlecht, und was ihm passiren mag, wenn das Schicksal ihn auf die Probe stellt, das kann er nicht wissen. Meine Gegenwart kann Ihnen unmöglich angenehm sein, und Alles in Allem genommen, ist es wol das Beste, daß Sie mir erlauben, für einige Zeit nach Toulon zu gehen."

Ich will nicht verhehlen, daß dieser Vorschlag meinem geheimen Wunsch entsprach, während ich zugleich die Zartheit bewunderte, mit welcher Miro in seiner einfachen Seelengröße die Sache vorzubringen wußte. Die Lage war zu peinlich, als daß nicht auf irgend eine Weise die Lösung hätte herbeigeführt werden müssen, und mit einem warmen Händedruck gab ich schweigend die erbetene Einwilligung.

„Muß ich Fräulein Viergie Adieu sagen?"

„Thätest Du's nicht, so würde sie sich gekränkt fühlen."

Als ich am nächsten Morgen aufstand, war Miro schon fort. Eine Stunde darauf kam er zurück.

„Ich bin bereit, Ihre Aufträge in Empfang zu nehmen," sagte er.

„Reisest Du heute?"

„Ja, Commandant, wenn Sie nicht Contreordre geben."

Da ich fühlte, daß jede Stunde der Anwesenheit auf Chazol ihm gegenwärtig eine Qual sein müsse, bat ich ihn, die Sache ganz nach seinem Belieben einzurichten.

„Nun denn, mein Bündel ist geschnürt. Leben Sie wohl. Der andere Abschied ist schon überstanden."

Ich sah, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, womit er nicht herausrücken könne, und befragte ihn. Er zögerte, und schon hatte er den Thürgriff in der Hand, als er sich endlich entschloß.

„Es muß schon sein, Commandant. Ich sehe wol ein, daß hier kein Federlesen mehr angebracht ist. Hier sind die beiden Briefe, welche Viergie mir geschrieben. Ich habe sie mitgenommen, um sie ihr zurückzugeben, aber es fehlte mir der Muth dazu. Es scheint mir indessen, als hätte ich nicht das Recht, sie zu behalten. Ist es unpassend, wenn ich sie bei Ihnen lasse, damit Sie sie ihr geben?"

„Nein, darin liegt gewiß nicht Unpassendes, denn behalten darfst Du sie nicht."

„Da sind sie." Und er reichte mir zwei vergilbte, zerknitterte Briefe hin, deren fast zerbrochene Falten zeigten, wie häufig sie geöffnet und gelesen worden. Ich streckte die Hand danach aus, zog sie aber schnell zurück.

„Das geht nicht. Du mußt sie in ein Couvert legen und versiegeln."

Eine Stunde später, nachdem ich den armen Jungen bis Severol begleitet, kam ich nach Morniere. Die erste Frage Viergie's war: „Ist Miro abgereis't?"

„Ja, und er hat mich gebeten, Dir dies zu geben."

„Was ist es?"

„Deine Briefe," antwortete ich nicht ohne Beklommenheit.

Sie nahm mir das Couvert aus der Hand, zerbrach das Siegel und gab mir die Briefe. „Lies!" sagte sie gebieterisch. Ich weigerte

mich. „Du hast nicht das Recht, es mir zu verweigern!“ antwortete sie stolz. „Lies!“

Ich gehorchte. Der erste Brief war auf das ausgerissene Vorblatt eines Buches geschrieben und begann mit den Worten: „Mein lieber Bräutigam!“ Mir klopfte das Herz, aber schon die ersten Zeilen genügten zu meiner Beruhigung. Es war das Geplauder eines fünfzehnjährigen Mädchens, welches nur die Naivetät eines mit der Welt noch völlig unbekannten Kindes verrieth. Jeder Satz war voll von Demuth und Dankbarkeit. Dann erzählte sie von ihrem täglichen Treiben, und verbreitete sich über die Neuigkeiten des Dorfes. Ich erkannte daraus, daß Viergie vor mir Keinen geliebt.

Keine Rosen ohne Dornen, kein Himmel ohne Wolken. Diese Phrase wurde wol erfunden um uns über die Leiden dieser Erde zu trösten, obgleich ich nichts Tröstliches darin entdecken kann. Den Rosen meiner Liebe fehlt es wahrlich nicht an Dornen, dem Himmel meines Verlöbnisses nicht an Wolken. Die nächsten Tage verflossen traurig. Ich hatte mir Verzeihung zu erwirken, und Viergie war zu tief verletzt, um sie mir ohne Weiteres zu gewähren. Die bezaubernde Offenheit, welche sie vorher entfaltet, war dahin. Ich überhäufte sie mit Beweisen der Zärtlichkeit, sie aber war zurückhaltend, scheu, ängstlich. „Mit demselben Gefühl des Schreckens schaue ich vorwärts wie zurück,“ sagte sie ein Mal. Ich beschwor sie, diese unbegründete Niedergeschlagenheit zu unterdrücken. „Jean,“ erwiderte sie, „vergiß nicht, daß Du es gewollt.“

Sie sagte dies mit so eigenthümlicher Betonung, daß es wie eine Drohung klang; aber ich war von meiner Fähigkeit, diese Wolken zu zerstreuen, zu fest überzeugt, um mich nicht über den letzten Vorwurf ihres gekränkten Stolzes hinwegzusetzen. Durch die Macht ihres Willens beherrschte sie mich so vollkommen, daß ich selbst die tyrannischen Gelüste an ihr liebte. Es wurde bestimmt, daß die Hochzeit in drei Wochen stattfinden solle; aber ein Brief meines Onkels, in dem er mir meldete, daß er nicht, wie er es versprochen, zur Feierlichkeit kommen könne, machte uns einen Strich durch die Rechnung. Trotz

meiner Ungeduld war ich bereit, ihm zu Liebe zu warten; aber eine Ordre des Ministeriums, die ihn nach Brest berief, machte der Unschlüssigkeit ein Ende. Er entschuldigte sich bei meiner Tante und bat mich, ohne ihn fertig zu werden.

Ach, René, Du warst noch nie in derselben Lage, und unmöglich ist es Dir, die Seligkeit zweier Liebenden beim Herannahen des schönsten Moments zu begreifen. Aber auch hier mußte wieder eine Wolke uns ihren Schatten über den sonnenhellen Weg werfen. Eines Morgens hatte ich mich früher als gewöhnlich von Chazol aufgemacht, als ich plötzlich bei einer Wendung, etwa fünfzig Schritt vor mir, Marulas bemerkte. Der Anblick war mir so gehässig, daß ich schon einen Nebenweg einschlagen wollte, um nur diesem elenden Menschen nicht zu begegnen; aber ich bemerkte, daß er, als er mich sah, sich zu verbergen suchte. Da fuhr mir der Verdacht durch den Sinn, daß er auf Viergie warte, und ich rief ihn an. Als er sich entdeckt sah, folgte er den Ruf. „Sie sind Ihren Verpflichtungen untreu geworden," sagte ich barsch. „Haben Sie nicht versprochen, Severol zu verlassen?"

„Um Vergebung, Herr Graf," antwortete er. „Gerade um meinem Gelübde treu bleiben zu können, habe ich meine Abreise um einige Tage verzögert. Da ich nicht mehr nach hier zurückkehren darf, habe ich beschlossen, mein Haus zu verkaufen. Herr Langlade wird bezeugen, daß ich deshalb in Unterhandlung stehe."

Die Erklärung war plausibel genug; aber er zeigte, als er sie abgab, eine Aengstlichkeit, welche mit seiner gewöhnlichen Frechheit in zu krassem Widerspruch stand, als daß der Verdacht, daß ich ihn auf verbotenen Wegen ertappt, dadurch hätte beschwichtigt werden können. Fortwährend überblickte er den Weg, und während er sich noch in tausend Entschuldigungen erging, erblickte ich durch eine Lichtung Viergie, wie sie eben um die Felsen bog. Da konnte kein Zweifel mehr obwalten, sie hatten eine Zusammenkunft mit einander gehabt. Als er auch dies entdeckt sah, sagte er rasch: „Ich bin heut Morgen hierher gekommen, um dem lieben Kinde, an dem mein Herz hängt und das ich nicht mehr sehen soll, ein letztes Lebewohl zu sagen. O, es ist hart!" Und damit hielt der Heuchler das Taschentuch vor die Augen.

„Genug, genug, ich kenne ja Ihr gutes Herz!" Und ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, eilte ich Viergie nach, peinlich be-

rührt durch den Gedanken, daß sie noch immer den Verfolgungen und Erpressungen dieses Menschen ausgesetzt sei.

„Wie, Du bist es?“ rief sie überrascht. „Welchem glücklichen Zufall habe ich diese Freude zu verdanken?“ Und lächelnd bot sie mir die Hand.

„Es ahnte mir, daß ich Dich treffen werde und daß ich Dich vielleicht vor unangenehmen Begegnungen schützen könne.“

„O,“ antwortete sie lachend, „dergleichen ist zwischen Chazol und Morniere nicht zu befürchten.“

„Und doch hat es soeben erst eine gegeben.“

„Wie so?“

„Hast Du nicht Marulas getroffen?“ antwortete ich, sie fest anblickend.

Sie erröthete, und ihre Verwirrung flößte mir Mitleid ein.

„Arme Viergie! So quält er Dich noch immer, und Du wagtest nicht, es mir zu sagen!“

Für einige Augenblicke war sie ganz außer Fassung. „Es ist wahr,“ sagte sie dann. „Ich mochte Dir keine Unruhe bereiten.

„Aber sollen wir nicht fortan Freude und Leid mit einander theilen?“ antwortete ich mit sanftem Vorwurf. „Nur Geduld! Noch einige Tage, und er wird es mit mir zu thun haben.“

Mehrere Tage sind verflossen, lieber René, seit ich Dir schrieb, und der Himmel mag wissen, wann ich die Feder wieder aufnehmen werde. Mein Roman ist zu Ende gespielt. Dies ist der letzte Brief, den ich als Junggeselle schreibe. Der Contract ist unterzeichnet; übermorgen heirathen wir. Verlange nicht, daß ich Dir meine Stimmung schildere. Nein, Du könntest mich nicht begreifen, denn Du hast Viergie nicht gesehen. Um mich verstehen zu können, müßtest Du in dieser Flammenatmosphäre leben, müßtest Dich von der berauschenden wunderbaren Anmuth durchdrungen fühlen, welche von diesem bizarren Wesen ausströmt. Selbst ich, ihr Verlobter, kannte sie noch nicht. Von Tag zu Tag offenbaren sich an ihr neue Reize, von denen ich keine Ahnung gehabt und die mich überwältigen. Die Zauberin weiß,

welche Macht sie über mich hat, und sie spielt mit mir. Abwechselnd verwirrt, betrübt, berauscht, entzückt sie mich. Du weißt ja, welche Thorheiten ich auf Chazol begangen habe. Alles ist dort neu, frisch und reizend wie unsere Liebe. Nie war einem jungen Paar die Stätte niedlicher bereitet. Meine künftige kleine Gräfin ist schon mehrmals mit meiner Tante dagewesen, und ganz davon entzückt. Die Aussteuer ist angekommen, und die Toilette auch. Es geht jetzt ganz bunt und lebhaft auf dem sonst so stillen Chazol zu. Ich wandere inmitten aller dieser reizenden Gegenstände umher, welche der Gebieterin harren, und mein Herz fließt über von Freude bei dem Gedanken, daß in zwei Tagen ihre Gestalt mich hier umschweben wird. Alles ist jung um mich, Alles wie vom reinsten Himmelslicht verklärt.

Mein Onkel hat Viergie einen reizenden Brief geschrieben, um sich dafür zu entschuldigen, daß nicht seine Hand sie zum Altar führen könne. Aber warte nur, er soll etwas an uns erleben!

Der Brief war begleitet von einem Perlenhalsband. Es ist wunderschön; aber Viergie fühlte sich nicht angenehm dadurch berührt. Sie sagte: „Perlen bedeuten Thränen." Daß ihr doch immer die Grillen wiederkehren müssen! Aber ich will sie ihr schon austreiben. Die Ceremonie will ich Dir vorher beschreiben, damit Du Dir Alles lebhaft vorstellen kannst; denn wann werde ich wieder zum Schreiben kommen? Um zehn Uhr sind Amblay und Maurice, meine Zeugen, mit Langlade und dem Pfarrer von Chazol, als Viergie's Zeugen, auf Morniere. Nach dem Vollzug der bürgerlichen und kirchlichen Handlung wird dejeunirt. Um drei Uhr nehmen wir, Viergie und ich, Reißaus. Ganz heimlich habe ich aus Paris einen reizenden Victoriawagen, mit einem Gespann von zwei schottischen Ponies aus dem Marstall des Prinzen von Wales, kommen lassen. Das ist eine Ueberraschung für meine Frau, welche gern selber fährt. Denke Dir, wenn ich neben ihr sitze und ihr die Zügel übergebe! Dann ein Peitschenknall, und fort mit Windeseile, nach Chazol, dem Sitz der Glückseligen.

Ich vergaß, Dir zu sagen, daß meine Tante noch am Hochzeitstage mit Genoveva nach Paris abreis't. Wir werden also für einige Wochen ganz allein sein. Wahrlich, die Einsamkeit macht mir nicht bange!

René, Unerwartetes, Erschütterndes habe ich Dir mitzutheilen. Mache Dich auf etwas ganz Ungewöhnliches, Entsetzliches gefaßt. Wahrlich, nicht ohne finstere Wetterwolken, aus denen der Blitz fährt, ist der Himmel meiner Liebe, und die Dornen meiner Lebensrosen, sie stechen bis ins Herz hinein.

Es war am Abend vor dem Hochzeitstage. In wonnigen Träumen wollte ich dem schönsten Tage meines Lebens entgegenschlummern. Heller Mondschein war es, wie in jener Nacht, in welcher Viergie, das verlassene Kind, zu mir kam. Wiederum dufteten die Blumen zum Perron empor, auf dem ich, jener Nacht und des folgenden Tages gedenkend, saß. Wie sich Alles so wunderbar gefügt hatte! Sinnend blickte ich auf den Park hinaus, welcher sich vor mir in derselben zauberischen Pracht entfaltete wie damals. Ich glaubte an eine Sinnentäuschung. Da — es bewegt sich eine Gestalt herbei, aber nicht weiß wie damals, sondern schwarz, schwarz. Es kommt näher und näher. Es knirscht auf dem Sande. Es schwebt die Treppe des Perrons herauf. „Viergie!“ rief ich entsetzt. Ja, Viergie war es, aber nicht m e i n e Viergie, nicht Die, welche ich morgen als geschmückte Braut umfangen sollte. Bleich, todtenbleich stand sie vor mir da — bleich und streng — in dem schwarzen Kleide, welches sie nach dem Tode der Mariasse trug. Ein Schrei der Ueberraschung und des Schreckens entrang sich mir. „Was wunderst Du Dich?“ fragte sie. „Bin ich nicht schon ein Mal zu dieser Stunde hier gewesen?“ „Aber dies Kleid, dies Kleid! Was soll es bedeuten, Viergie?“ — „Wie kann es Dich befremden?“ erwiderte sie ruhig. „Trauere ich nicht um meine Mutter?“ — „Viergie, meine geliebte Braut, um Gottes willen, mache diesem grausamen Scherz ein Ende, wenn Du mich nicht wahnsinnig machen willst!“ rief ich verzweiflungsvoll. Es drängte sich mir die schreckliche Ahnung auf, daß ihr Geist zerrüttet sei. — „Lies!“ antwortete sie, mir einen Brief mit schwarz geränderten Couvert reichend. „Ich gehe. Heute brauchst Du mich nicht fortzusenden. Leben Sie wohl, Herr Graf Chazol.“

Sie wendete sich ab, schritt, während ich ihr gelähmt nachstarrte, bis zu den Stufen des Perrons. „Viergie!“ Sie bebte zusammen, aber sie weilte nicht. „Viergie!“ Auf den zweiten Ruf blieb sie stehen und wendete sich halb zu mir um. Der Mond beschien ein

todtenbleiches Antlitz, und aus den Augen drang ein namenloses Weh. Aber sofort schoß wieder die düstere Flamme daraus hervor. „Lies!“ wiederholte sie, und wollte weiter gehen. Aber da stürzte ich ihr nach, umklammerte sie mit kräftigen Armen, trug sie die Stufen wieder hinan. „Nein, Du verläßest mich nicht! Mir hast Du Dich verlobt, und mir bist Du eigen! Zu viel habe ich um Dich, zu viel hast Du um mich gelitten, als daß es noch eine Trennung zwischen uns geben könnte. Was Du mir Schreckliches mitzutheilen haben magst, was sich wieder zwischen uns geworfen hat, sage es mir!“ Sie sträubte sich, aber ihre Kraft war gebrochen. Indem ich sie auf den Divan legte und zu ihren Füßen niederkniete, brach sie in krampfhaftes Weinen aus, und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. „O über die Schwäche des Weibes!“ schluchzte sie, sich meinen Liebkosungen willenlos überlassend. „Ich sollte Dich von mir stoßen, und ich kann es nicht. Lies, lies in meiner Gegenwart, und Du wirst Die, welche den Brief schreiben konnte, nicht mehr zurückhalten.“

Im Begriff, ihr zu gehorchen und das schwarze Siegel zu brechen, erfaßte mich beim Anblick desselben ein namenloser Zorn. „Nein, ich lese nicht!“ rief ich leidenschaftlich aus. „Es kann nur wieder eine Intrigue des Schurken sein, welcher Vaterrechte auf Dich beansprucht. Nicht länger soll er sich zwischen uns drängen. Was ist er Dir, und was ist er mir? Was ist uns die ganze Welt, was kann es noch zwischen uns geben, da wir einander angehören?“ Ich wollte das Papier zerreißen, aber sie faßte meine Hände. „Nein, lies!“ rief sie beschwörend. „Was ich Dir nicht sagen kann, weil mir, dem schwachen, elenden Weibe, die Kraft gebricht, Du mußt es wissen.“

Widerwillig gab ich ihr nach und las:

„Jean, morgen könnte ich die Gräfin Chazol sein. Morgen sollte sich mir die Thür Deines Schlosses öffnen. Ehre, Stolz, Reichthum, Liebe, Alles hast Du mir zu Füßen gelegt. Alles Glück dieser Erde, an dessen Genuß ich nie gedacht, alle Freuden dieses Lebens, welche mir unerreichbar schienen, ich könnte sie jetzt genießen. Es hängt nur von meinem Willen ab, morgen die glücklichste und beneidenswertheste aller Sterblichen zu sein. Alles, was je mein Herz ersehnen konnte, bietet sich mir dar. Nicht die Hand brauche ich danach auszustrecken; es wird mir von Dir entgegengetragen. Aber ich wende

mich davon ab, und ich verzichte. Jean, es spricht aus mir nicht die Leidenschaft, sondern die Ueberlegung, nicht der Wahnsinn, sondern das ruhige Nachdenken. Und so lasse Dir sagen: ich kann nie die Deine sein."

„Seit acht Tagen habe ich Dich getäuscht. Ich hatte einen furchtbaren Kampf mit mir selbst zu bestehen. Es fehlte mir der Muth. Aber die Pflicht wie ich sie auffasse, die Ehre wie sie in der Brust des Kindes der Armuth lebt, hat gesiegt. Ich bin nicht das Kind der Marquise von Senozan, sondern die Tochter der Mariasse, der Unglücklichen, Verstoßenen, Derjenigen, welche von den Deinigen gequält und grausam verstoßen, die von Deinem Vater verfolgt und vertrieben wurde, als sie mich an ihrer Brust trug. Seit acht Tagen weiß ich, daß ihr Geständniß auf dem Sterbebette nur eine lange vorbereitete List war, um Euch Allen ins Herz zu treffen und mir den Besitz eines Theils der Rechte zu sichern, welche mein Vater, der Marquis von Senozan, mir hinterlassen hätte, wenn man ihn nicht gezwungen, seiner Liebe Gewalt anzuthun und meine Mutter von sich zu stoßen. Dein Vater hat meine Mutter von Allem fortgerissen, was sie liebte, und sie ins Elend gestürzt. Von ihr ist mir ein Vermächtniß geworden, dem ich nicht nach ihrem Sinn genügen, das ich aber auch nicht für mein ganzes Leben verleugnen kann. Du siehst nun, daß ich nicht die Deinige sein darf. Die Liebe würde zwischen uns eine Entheiligung, ein Verbrechen sein. Dem Vermächtniß meiner Mutter zufolge sollte ich Dir fluchen. Das kann ich nicht. Hätte ich in ihrem Sinne gehandelt, so würde ich Dir die Hand gereicht, Dir das Geheimniß alsdann enthüllt und das Leben Dir zur Hölle gemacht haben. Von Euren Begriffen bin ich schon zu sehr durchdrungen, um mich zur Höhe ihrer Rache emporschwingen zu können. Aber ich muß Dir entsagen, um meiner Mutter, um Deiner selbst willen."

„Jean, mit leidenschaftlicher Hingebung habe ich Dich geliebt. Du bist mein Ideal gewesen, meine Gottheit, vor der ich anbetend niederkniete. Du hast mich geliebt, seit Du mich gekannt, aber Du hast mich verachtet. Als ich in unbedingtem Vertrauen mich Dir zu Füßen warf, da hast Du meinen Schritt mißdeutet. Darin magst Du Recht gehabt haben, allein ich konnte es nicht begreifen, und Du hast mich furchtbar leiden lassen — leiden durch Deine Verachtung. Warst Du

mir doch der einzige Mensch auf der Welt, zu dem ich mit Ehrfurcht emporschaute, und fühlte ich mich doch, indem Du mich zurückstießest, von der Menschheit verstoßen. Vergebens suchte ich, als die unglückliche Mutter in meinen Armen verschieden war, die Familie zu lieben, in deren Mitte das Schicksal mich geworfen. Ich fühlte mich, umgeben von dieser widerstrebenden Zärtlichkeit, welche nie den Zweifel verhüllen konnte, so fremd, so einsam, so elend. Gezwungen, mich am Tage zu beherrschen, flüchtete ich mich Nachts in den Wald, um der Natur, der Wilden, welche mich, die Wilde, verstand, meinen Schmerz anzuvertrauen. In der Verzweiflung rief meine Seele zu Dir. Ein Honigtropfen von Dir hätte mir den Wermuthskelch versüßt. Du hattest mich in jeder Weise beleidigt, aber ich wußte, daß Du mich liebtest, und meine Liebe war so groß, daß ich Dir noch immer vergeben konnte. Aber gegen Genoveva warst Du vertrauensvoll, gegen mich zurückhaltend, abstoßend. Es konnte nicht anders sein, als daß Du mich verachtetest. Als Sir Clarence um mich warb, gab es in mir einen furchtbaren Kampf. Ich wollte mich dadurch an Dir rächen, daß ich mich ihm zum Weibe gab. Aber Dein Schmerz überwältigte mich, und ich glaubte Dir, als Du mir Deine Liebe gestandest. Als Du frei und offen erklärtest, daß Du mich, die Verstoßene, die Du mit nackten Füßen am Wege gefunden, hoch in den Armen emporheben, sie aller Welt stolz als Deine Gattin zeigen wolltest, da liebte ich Dich wieder mit solcher Leidenschaft, daß ich die Spuren Deiner Füße im Staube hätte küssen können. Aber da zeigtest Du mir wieder Dein Mißtrauen in Betreff Miro's. Nicht die gewöhnlichste Ehrlichkeit trautest Du mir zu. Das war zu viel, Jean. Ich sah, daß Du mich noch immer verachtetest, und daß nur meine körperliche Schönheit Dich gefesselt hielt. So sind die Würfel zwischen uns gefallen, Jean. Erwartet wird von mir die furchtbarste Rache. Ich soll Dich an mein Leben fesseln, Dich dann von mir fern halten, Dich kalt zu meinen Füßen sehen und unerbittlich zur Entsagung verurtheilen. Das kann ich nicht. So sehr kann die Liebe, welche ich Dir geschenkt, sich nicht verleugnen. Ich bin zu schwach dazu; ich bin zwischen Euch entartet. Meine Pflicht ist es, Dich, den Sohn des Todfeindes meiner Mutter, zu hassen; aber ich kann mich nur von Dir losreißen. Leicht wirst Du Dich trösten. Wurde es Dir schwer, mir das Auf-

wachsen unter den Elenden zu verzeihen, als Du mich für die Tochter der Marquise hieltest, so wird Dir die Trennung von der Tochter der Mariasse nur ein vorübergehendes Bedauern einflößen. Morgen wirst Du Alles der Marquise mittheilen, und ihr Haus soll nicht länger durch den Tritt der Zigeunertochter befleckt werden. Lebe wohl."

Als ich den unseligen Brief gelesen, war ich keines Wortes fähig. Jedes Wort des Vorwurfs darin traf mein Gewissen wie ein Dolchstoß, denn es war gerecht. Das Ganze aber erschien mir wie ein wüster Traum, wie ein Ausfluß des Wahnsinns, von dem ich kaum wußte, ob er bei mir, oder bei Viergie, oder in uns Beiden vorhanden sei. Da lehnte sie vor mir auf dem Divan, eine schwarze Trauergestalt, Die, welche ich mir noch eben entzückt im bräutlichen Schmuck vorgestellt. Die schönen Augen, aus welchen mir Liebe und Seligkeit ohne Ende geleuchtet, waren, scheu und angstvoll, mit den Händen bedeckt. Gerecht waren die Vorwürfe; aber konnte die Liebe sich in dieser Form aussprechen? Konnte die Liebe sich so verleugnen? War es ihr möglich, im Zorne das Band zu zerreißen, welches sie selbst geknüpft? War sie im Stande, Den, welchen sie zur Seligkeit des Himmels erhoben, durch einen Stoß, grausam, verächtlich, mit Hohn, in den Abgrund der Verzweiflung zu stoßen? Nein, nein, es war ein böser Traum. Die Hand mochte diese Zeilen geschrieben haben, aber das Herz hatte nichts mit ihnen zu thun. Dieser schreckliche Brief, er war nicht das Werk meiner Viergie. In diesem nächtlichen Auftritt voll namenlosen Grauens offenbarte sich noch ein Mal mit aller seiner Macht der dämonische Einfluß, welcher während unserer ganzen Bekanntschaft unseren Pfad durchkreuzt und uns einander zu entfremden gesucht. Viergie weinte still vor sich hin. Die Thränen quollen durch ihre Finger hervor. Ich war zu sehr verletzt und erschüttert, und es durchtobten mich zu wirre Gedanken und Empfindungen, als daß ich hätte reden können. Ein qualvolleres Beisammensein hat es wol nie zwischen zwei Menschen gegeben — die einander liebten. Aber nach und nach wurde es klarer in mir. Die Sonne der Liebe kämpfte mit den Wolken, die meinen Geist umlagert hielten, und errangen den Sieg über sie. Es wurde Licht in mir. Wie in den blauen Himmel, blickte ich in die Vergangenheit voll Stürme, aber auch voll Seligkeit. War doch jeder Sturm nur ein Zeugniß unserer

Liebe gewesen, und hatte doch die Liebe jeden von ihnen beschwichtigt. Gerecht waren die Vorwürfe, aber ich fühlte mich nicht mehr durch sie beschämt, weil ich in diesen kurzen Augenblicken genug gelitten, für Alles, was ich gesündigt, und weil ich mich geläutert wußte. Daß meine Braut, das Weib meines Herzens, die Tochter der Mariasse war, erfuhr ich ohne daß es einen Eindruck auf mich machte. War sie doch mein, ein Theil meines eigenen Wesens, und hätte ich sie doch nicht geringschätzen können ohne mich selbst herabzuwürdigen. Vor mir sah ich das arme, von einem dämonischen Einfluß verfolgte, unglückliche Kind, welches sich, wie ein vom Sturm bedrängter Vogel, zu mir geflüchtet und um meinen Schutz gefleht, das Kind des Elends, welches mir durch die Liebe geadelt worden, das den höchsten Adel in sich trug, und welches jetzt, am Ziel seiner Wünsche angelangt, gezwungen wurde, sich selbst in die Nacht der Verzweiflung zurückzustoßen. Vor mir erblickte ich die Unglückliche, welche mehr als je auf meinen Schutz angewiesen war. Nicht Mitleid empfand ich, sondern es flammte in mir der Zorn auf gegen die finstern Mächte, welche mein armes Täubchen verfolgten und es mir entreißen wollten.

Nicht wie Einer, der zu vergeben, sondern wie Einer, der sein Eigenthum, sein höchstes Gut zu schützen hat, trat ich zu Viergie hin, richtete sie auf und umschlang sie. Still weinte sie, den Kopf an meine Brust lehnend. Plötzlich aber rang sie sich los, sprang auf und wollte aus dem Zimmer stürzen. Ich eilte ihr nach und zog die Sträubende zurück.

„Laß mich, laß mich!“ rief sie angstvoll. „Siehst Du nicht, daß ein Fluch auf mir ruht? Siehst Du nicht, daß die Drohung meiner Mutter, der Zigeunerin, an mir in Erfüllung geht? Dem, welcher aus dem Schloß zu mir herabgestiegen ist, der mich liebt und den ich liebe, soll ich nicht angehören! Laß es ziehen, das Kind der Armuth! Ueberlasse die Tochter der Mariasse dem Elend, in welchem sie geboren wurde. Entsage dem Wahn. Wir mögen uns lieben, aber wir sind nicht für einander bestimmt! Komm zurück von Deiner Verirrung, und kehre heim zu Deines Gleichen! Fluch und Elend sind meine Begleiter! Hüte Dich, dem finstern Verhängniß zu verfallen, welches von mir schon in der Wiege Besitz nahm! Ach hättest Du mich nicht am Wege gefunden! Hätte ich nie den schönen Traum geträumt!

Wohin Du mich einst gesandt, da laß mich jetzt freiwillig eine Zuflucht suchen. Den Schutz der Frau, welche mit mir betrogen wurde, kann ich nicht ferner beanspruchen. Die Schwester des Pfarrers wird die Verlassene nicht von sich stoßen, ihr ein Obdach gewähren, bis sie die Welt, die für sie keine Myrthen, keine Rosen trägt, verlassen kann!"

Krampfhaft umschlang sie mich und drückte einen heißen, brennenden, langen Kuß auf meine Lippen. „Lebe wohl, Du mein Geliebter! Ich muß entsagen, und ich habe die Kraft dazu! Zum letzten Mal, lebe wohl! Der Himmel segne Dich für den schönen Traum, den Du mir gegönnt! Er segne Dich selbst für jeden Schmerz, den Du mir bereitet, denn der Stachel hätte nicht geschmerzt, wenn nicht die Liebe ihn mir in die Brust gedrückt! Lebe wohl! Sei glücklich, und mache Die glücklich, welche Deiner würdiger ist als ich!"

Indem sie so redete, hielten meine Arme sie nur noch fester umschlungen, und ich hatte sie zum Divan zurückgezogen. Der Schatz, welcher mir durch so bittere Schmerzen erkauft wurde, keine Macht der Welt sollte ihn mir entreißen. „Viergie, beruhige Dich! Du bist mein und ich lasse Dich nicht! Deine Heimath sind meine Arme, und sie öffnen sich nicht damit Du Dich ihnen entziehest. Alles, was Du redest, ist mir ein Räthsel. Kein Fluch kann auf Dir ruhen, dessen Lösung nicht der Liebe möglich wäre. Was kannst Du fürchten, wenn Du bei mir und mein bist? Und wie könnte mir von Dir etwas Anderes als Segen werden? Löse mir das schreckliche Räthsel! Sage mir offen, welche Gewalt Dich mir streitig macht! Und vor allen Dingen erkläre mir Deine letzten Worte! Wer könnte meiner würdiger sein als Du?"

„Jean, ich beschwöre Dich, laß mich! Ich beschwöre Dich — bei Deinem Leben! Häufe nicht die Schuld auf mich, daß ich Deine Mörderin werde! Er hat geschworen, Dich zu tödten, wenn ich ihm nicht gehorche! Ich sollte Dich in eine Falle locken, mich Dir antrauen lassen, um Dich alsdann zu verrathen! Gehorchen kann ich ihm nicht! Aber lasse, indem ich mich von Dir losreiße, seine Rache auf mein Haupt fallen! Zaudre nicht! Mache Dir nicht den Vorwurf, daß Du mich preisgibst! Vielleicht bin ich seiner Macht entrückt, wenn ich der Welt entsage und Schutz suche hinter den Mauern des Klosters! Jean, halte mich nicht auf! Meine heilige Pflicht ist

es, mich von Dir loszusagen! Vielleicht hätte ich sonst nicht die Kraft dazu besessen. Gestatte mir, mich zu opfern, damit nicht ein Leben geopfert werde, welches reiner und heiliger ist als das meine!"

„Viergie!" rief ich, mehr und mehr erstaunt, „was redest Du? Wovon sprichst Du?"

„Aber weißt Du es denn nicht? Siehst Du nicht, daß Deine Cousine Dich liebt? Verstehst Du ihre Krankheit nicht? Hast Du nicht gemerkt, daß sie zu siechen begann als unsere Liebe ihr enthüllt wurde? Traf nicht die Krisis, welche sie uns fast entrissen hätte, zusammen mit unserer Verlobung? Ach, die Liebe ist scharfsichtig! Sie hatte das Geheimniß unserer Herzen durchschaut bevor es der Mutter bekannt war! Vor unseren Augen schwindet sie dahin, und der Gram wird sie tödten! Jean, meine Pflicht ist es, mich ihr zu opfern. Mit der Liebe einer Schwester hat sie die Verwais'te aufgenommen. Und wie eine Schwester liebe ich sie. Würdiger ist sie Deiner, als ich. Durch lange Jahre hat sie Dein Bild treu und rein im Herzen bewahrt. Du bist der Traum ihrer Jugend gewesen, und mit diesem Traum wird auch ihr Leben zerstört. Nicht die Gefahr allein hat meinen Entschluß gereift. Ich wäre im Stande gewesen, mit Dir zusammen jeder Gefahr zu trotzen. Ich hätte Dich nicht von mir gelassen, hätte Dich mit meinem Leibe gedeckt, wenn der Mörder sich Dir nahte. Aber laß mich nicht selbst zur Mörderin an Der werden, welche mir ein Engel gewesen! Blicke mich nicht groß an. Bewundere mich nicht wegen dessen, was mir nur Pflicht und Sühne ist. Eifersüchtig bin ich auf sie gewesen, gehaßt habe ich sie. Kam der Dämon über mich, da wähnte ich im Stande zu sein, sie zu tödten. Dann zweifelte ich wieder, denn sie wußte sich zu verstellen. Aber während ihrer Krankheit habe ich ihre Phantasieen belauscht. Wider Willen bin ich zur Vertrauten der zartesten Geheimnisse ihres Herzens geworden. Sie liebt Dich mit der ganzen Hingebung ihrer reinen Seele! Kein Makel haftet an dieser Heiligen! Du bist für sie, sie ist für Dich bestimmt. So nimm sie hin, und lasse mich ziehen."

Da kam es wieder über mich, daß die Tochter der Mariasse mir wie eine Heilige erschien, daß ich mich ihr gegenüber klein und nichtig fühlte, und ich kniete vor ihr hin, wie damals, als sie mir ihr Verhältniß zu Miro erklärt. Wol durchschütterte mich tief das, was sie mir

über Genoveva offenbarte. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen; ich verstand jetzt Alles, was mir an ihr räthselhaft gewesen, und schwer fiel es mir auf das Herz, daß mein Glück das Unglück dieser edlen, reinen Seele sein sollte. Aber läßt sich die Liebe gebieten? Hatte ich Genoveva gegenüber jemals das empfunden, was ich für Viergie empfand? War es mir jemals ernstlich in den Sinn gekommen, sie zum Weibe zu nehmen? War mein Verhältniß zu ihr jemals anders als ein unbefangen geschwisterliches gewesen? Tief schaute ich in mein Herz, und ich fand dort keine andere Liebe, als die zur Tochter der Mariasse.

Ernst und innig sprach ich Viergie zu. Weinend, nach und nach wehmuthsvoll durch ihre Thränen lächelnd, hörte sie und fügte sich der Autorität meiner Liebe. Was Marulas betraf, so fragte ich sie, ob sie mich, den Mann ihrer Wahl, für fähig halten und mir zumuthen könne, mich vor diesem Elenden zu fürchten, der Furcht vor seinen Ränken die Entscheidung über unser Leben zu überlassen. Meine Stimme bebte, als ich von Genoveva zu reden begann, und auch in meinen Augen glänzten helle Thränen. Aber mit reinem Herzen konnte ich ihr zuschwören, daß Genoveva mir nie etwas Anderes als eine Schwester gewesen, daß ich nicht im Stande sein würde, das, was sie gegen mich empfand, zu erwiedern, daß eine eheliche Verbindung zwischen uns unmöglich sei. Indem ich sie heimwärts begleitete, gelang es mir, sie zu überzeugen und zu beruhigen. Jedoch mußte ich darein willigen, daß vor unserer Trauung der Marquise die Wahrheit über ihre Geburt mitgetheilt werden solle. Mit einer innigen Umarmung trennten wir uns an der Pforte, zu der sie einen Schlüssel besaß. Nachdem das letzte Rauschen ihres schwarzen Kleides in dem Gebüsch verhallt, schlug ich den Weg nach dem Kreuze ein, und dort, an dem für mich so verhängnißvoll gewordenen Platz, saß ich träumend auf den Stufen, auf denen ich Viergie so oft hatte sitzen sehen, bis die Sonne meines Hochzeitsmorgens ihren ersten Strahlengruß durch das Gezweig sandte.

Die zu meiner Ankunft auf Morniere festgesetzte Stunde konnte ich nicht abwarten. Nachdem ich eine letzte Wanderung durch die Räume gemacht, welche fortan nicht mehr Zeugen meiner Junggeselleneinsamkeit sein, sondern an meiner Seite das schönste Wesen der Erde als Herrin begrüßen sollten, machte ich mich schon um zwölf Uhr auf den Weg. Viergie mußte mich erwarten, und eine Ahnung sagte mir, wo ich sie finden werde; den Kopf in die Hände gestützt, saß sie auf der beschatteten Rasenbank am Ufer, wo sie mich einst überrascht, als die stürmische Erklärung zwischen uns stattgefunden, in Folge deren sie meine Braut geworden. Sie saß da in ihrer Wohlthätigkeitstracht. Unter der Beschäftigung und Aufregung, welche der Tag mit sich brachte, hatten ihre Armen nicht leiden dürfen, und längst hatte sie mir den Entschluß erklärt, auch als Gräfin Chazol in der Tracht der Bäuerin ihnen regelmäßig Hülfe bringen zu wollen. Sie blickte, wie damals ich, gedankenvoll hinüber nach der Hütte der Mariasse. Als sie meinen Schritt hinter sich hörte, wendete sie sich ruhig um. Ihre träumerischen Augen waren feucht, aber ruhig und voll unendlicher Liebe lächelte sie mir durch Thränen zu. Ich setzte mich neben sie, sie erwiederte meine Umarmung, und so hielten wir unser letztes Geplauder als Brautleute. Schon hatte sie sich der Marquise mitgetheilt. An ihrem Bette knieend, hatte sie derselben enthüllt, daß sie Einer ihr Haus und ihre Arme geöffnet, die auf ihre mütterliche Liebe keinen Anspruch habe. Sie hatte ihr auch gesagt, was zwischen uns vorgefallen. Daß sie mir das Geheimniß mitgetheilt, hatte die Marquise gebilligt, die Art und Weise mit dem bizarren Character ihrer Schutzbefohlenen entschuldigt. Daß sie sich durch die Enthüllung habe irre machen lassen, daß sie es für möglich gehalten, der Graf Chazol werde das Kind der Mariasse nicht mit demselben Stolz an sein Herz drücken wie das der Marquise Senozan, darüber hatte meine Tante ihr sanfte Vorwürfe gemacht. Konnte sie ihr doch nicht sagen, was sie dazu bewogen. Die Mittheilung an und für sich hatte offenbar der Marquise eine schwere Last vom Herzen genommen. Sie hatte Viergie umarmt, stürmischer als je zuvor, hatte sie ihr liebes Kind, ihre Tochter genannt, der sie immer eine Mutter und auf die sie immer stolz sein werde. Dabei aber hatten ihre Augen vor Freude gestrahlt, und wie konnte es anders sein? Stets hatte ihr Herz gegen das Geständniß der

sterbenden Nebenbuhlerin Protest eingelegt zu Gunsten des sanften Kindes, welches sie an ihrer Brust groß gezogen, das ihre ganze Lebensfreude gewesen und das keine Mutter kannte außer ihr, keine Liebe außer der ihrigen. Wie sollte sie sich nicht beseligt fühlen durch die Beseitigung des quälenden Zweifels? Aber indem sie ins Nebenzimmer zu Genoveva gegangen war, um sie im Ueberwallen ihres Gefühls zu umarmen, war sie thränenden Auges zurückgekommen, ohne Viergie den Grund ihrer Traurigkeit mitzutheilen. Gesagt hatte sie nur, daß die Schwester sich heute wieder recht elend fühle, und daß sie zu schwach sein werde, um der Hochzeit beiwohnen zu können.

„Erscheint Der, mit dem Du fortan Eins sein wirst," hatte die Marquise geschlossen, „so komm sofort mit ihm zu mir. Schwere Lebensstürme haben Euch zusammengeführt, und Schweres mag Euch noch bevorstehen. Eine üble Vorbedeutung wird es für Euch nicht sein, wenn Ihr meinen Segen empfangt bevor Eure Hände sich am Altar in einander legen."

Hand in Hand gingen wir aufs Schloß und ließen uns bei der Tante melden. Stumm knieten wir vor ihr nieder, und segnend, innig, während eine tiefe Trauer aus ihren Augen sprach, legte sie uns die Hände aufs Haupt. Sie küßte uns die Stirn. Dann sagte sie zu Viergie: „Jetzt gehe, bevor Du Dich ankleidest, zu Deiner Schwester. Auch sie fühlt das Bedürfniß, Dich zu umarmen, und nur Heil kann Dir der Segen eines Engels auf Deinem neuen Lebenspfad bringen."

Die Stunde kam. Die Zeugen waren zur Stelle. Viergie erschien, von der Hand der Marquise geführt, in ihrer bräutlichen Toilette, die Blumenkrone auf dem Haupt, eingehüllt in dem lang herabwallenden Schleier. Eine solche Ueberfülle der Anmuth und Schönheit strahlte von ihr aus, daß Amblay bei ihrem Anblick eine Geberde der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte. Sah er sie doch zum ersten Mal wieder, seit sie mir als Ziegenhirtin den Tribut ihres Vaters gebracht. Schüchtern faßte er ihre Hand, die sie ihm mit bedeutungsvollem Lächeln, wie einem unter andern Umständen Gekannten, entgegenhielt.

Jetzt begreife ich Alles," flüsterte er mir zu, als Viergie von der Marquise in Anspruch genommen wurde. „Nimm mir's nicht übel; ich glaubte, Du begingest eine Thorheit. Jetzt aber beneide ich Dich."

Kaum hörte ich, was er sagte, denn eben kam Viergie auf mich zu und flüsterte lächelnd: „Gefalle ich Dir, Jean?" Unsere Hände legten sich in einander. Fortan sollte nur der Tod sie trennen.

Die Wagen standen draußen und wir fuhren nach Severol. Wie es bei einer Heirath hergeht, René, das weißt Du; nicht aber kennst Du die tiefe, heilige Bewegung, welche das Herz ergreift, wenn Einer an dem Altar niederkniet neben einem jungen, reinen Wesen, wenn er den keuschen, heiligen Schwur, das heilige Geständniß einer Seele hört, welche sich ihm auf immer verbindet. René, wir gehören zu Denen, welche an einen Gott glauben, aber von dem Skepticismus, der den Glauben an das Dogma erschüttert, sind wir nicht unberührt geblieben. Ich aber schwöre es Dir zu, als ich ihr den geweihten Ring an den Finger steckte, als ich dabei ihrem tief bewegten Blick begegnete, da kam mir der fromme Kinderglaube zurück. Ein solcher Moment kann im Leben nie wiederkehren. Schnell fliegt er vorüber, aber es würde sich lohnen, allein für die Empfindung dieser Minute geboren zu werden. Als sie an meinem Arm die Kirche verließ, als ich mit ganzer Seele dem Gedanken nachhing, daß sie jetzt für immer mir angehöre, daß wir unwiderruflich Eins seien, da war es mir, als beginne für mich erst jetzt das rechte, wahre Leben, als habe ich bis dahin über den Beruf und die Würde des Menschen nur unklare, mangelhafte Vorstellungen gehabt. Sie schmiegte sich an mich, vertrauensvoll, aber ängstlich. „Jean, wir sind jetzt Eins in Glück und Gefahr, und was Dich trifft, das trifft auch mich!" flüsterte sie, und tief bewegt war ihr schönes Antlitz. Wir langten wieder auf Morniere an. Noch einige Stunden der Selbstbeherrschung, und jede Schranke zwischen uns war auf immer gefallen. Die Sonne unseres Glücks schien Alles um uns her mit rosigem Glanz zu verklären, daß jedes Antlitz reine Freude athmete, wenn auch das Auge der Marquise mit wehmüthigem Lächeln auf uns ruhte. Unserer Verbindung war ein romantischer Zauber eigen, welcher alle Herzen durchdrang. Nur Eins trübte unsere Freude. Die arme Genoveva war recht krank, und nicht ohne Unruhe sah meine

Tante der Reise entgegen, welche noch heute angetreten werden sollte. Der Arzt aber hatte sie beruhigt und verlangt, daß die Abreise nicht aufgeschoben werde.

Der Augenblick kam. Viergie ging mit der Tante hinaus, um von Genoveva Abschied zu nehmen. Ich verließ, unter den Neckereien der Freunde, die Tafel, um meine Frau aufzusuchen. Gewünscht wurde, daß, um Genoveva die Aufregung zu ersparen, ich keinen persönlichen Abschied von ihr nehme. Viergie kam aus dem Zimmer der Schwester. Tief bewegt war sie, und schwer wurde es ihr, sich zu beherrschen, während die Tante unter Thränen uns Beide umarmte und uns ihren Segen gab. Viergie warf einen Mantel über ihr Brautkleid, drückte einen breiten Strohhut aufs Haar, und so entschlüpften wir durch das Gebüsch, um den im Park unser harrenden Wagen zu erreichen. Wie Kinder eilten wir dahin, gleich als fürchteten wir, zurückgerufen zu werden. Hatten wir doch seit dem Morgen noch kein vertrauliches Wörtchen mit einander reden können.

Aber der Dämon, welcher uns verfolgte und gerade immer in den heiligsten Augenblicken erschien, sollte uns auch jetzt in den Weg treten. Vor uns stand plötzlich Marulas. Die zornige Geberde, welche ich nicht unterdrücken konnte, veranlaßte ihn, vorsichtig einen Sprung rückwärts zu thun.

„Werden der Herr Graf mir nicht erlauben, der Frau Gräfin meinen Glückwunsch an ihrem Ehrentag darzubringen?“ fragte er, ihr ein Bouquet entgegenhaltend.

Viergie war todtenbleich geworden. Indem ich auf den Schurken zutreten wollte, hielt sie mich zurück, streckte die Hand aus und nahm das Bouquet.

„Möge die Frau Gräfin stets das vor Augen haben, was diese Blumen zu ihr sprechen!“ sagte Marulas mit einem boshaften Lächeln, und schlug sich ins Gebüsch. Viergie zitterte. „Kind, beruhige Dich. Bin ich jetzt nicht immer bei Dir?“ Indem sie sich an mich klammerte, hob ich sie in den Wagen, und als wir pfeilschnell dahinflogen, warf sie das Bouquet mit Abscheu von sich.

Von unsern Leuten wurden wir festlich empfangen. Als wir die Schwelle des reizenden Boudoirs überschritten hatten, kniete Viergie,

meine Viergie, nieder, und sprach mit emporgestreckten Händen ein Gebet, wie nur sie es sprechen konnte.

„Geist meiner Mutter, vergib mir, wenn ich nicht kann, wie Du willst! Mächtiger als Dein Haß ist meine Liebe! Lasse Deinen Segen auf uns ruhen, verklärter Geist!

Dann umschlang sie mich stürmisch. „Dein, Dein auf immer!“

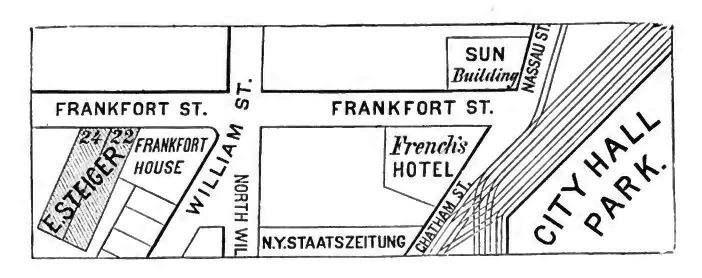
René, mein Weib sendet Dir ihre Grüße. Indem ich dies schreibe, sitzt sie neben mir, hält mich umschlungen, und ihr liebes, seliges Auge ruht auf diesen Zeilen. Mein Roman ist ausgespielt. Hinfort werde ich Dir nur noch von der häuslichen Glückseligkeit zweier Liebenden schreiben können, und ich muß befürchten, daß die Briefe des glücklichen Ehemannes Dir weniger interessant sein werden, als die des Junggesellen. Willst Du dergleichen schätzen lernen, mein Lieber, so säume nicht, und mache es wie ich. Aber damit meine Erzählung abgerundet sei, muß ich noch Eins hinzufügen, welches mit ihrem bizarren Verlauf im Einklang steht. Gestern, am Tage nach unserer Hochzeit, erhielt ich ein Billet von Miro, welches, kurz und bündig, nicht wenig zu Viergie's Beruhigung beitrug. Es lautete:

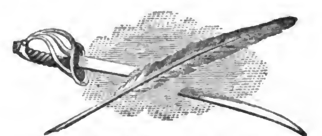
„Commandant, Gott segne Sie und die Frau Gräfin. Damit Sie's wissen, muß ich Ihnen sagen, daß es Einen gibt, der Sie gar nicht segnet, dem es aber übel bekommen ist. Der Marulas kam zu mir, und er schwatzte mir viel gottloses Zeug vor. Er hatte allerlei Pläne und wollte mich dazu benutzen. Wissen Sie, was ich gethan habe? Furchtbar aufgebracht, habe ich ihm in meinem ersten Zorn eine Maulschelle versetzt, daß ihm die Augen aufliefen, und ihm gesagt, wenn er sich unterstände, noch ein einziges Mal sich mausig zu machen, würde ich ihm alle Knochen im Leibe zerbrechen. Das hat mir merkwürdig gut gethan. In acht Tagen bin ich wieder dort, und hoffentlich wird Ihnen die Nähe Miro's nicht lästig sein. Vorläufig ist für den Hallunken gesorgt, aber es ist doch immer gut, wenn ich da bin, denn mir wagt er sich nicht wieder unter die Fäuste. Glauben Sie mir, Commandant, es gibt Leute, die nur handgreiflich zu curiren



sind, und für die es nichts Gesunderes gibt als eine tüchtige Tracht Prügel."

Der gute Junge mag Recht haben. Naht Dir einmal ein Marulas, René, so genire Dich nicht gleich mir, gib dem Drange Deines Herzens nach und wirf ihn aus dem Fenster. Möglicherweise hast Du diese Moral schon früher aus meiner Erzählung gezogen. Du kannst aber nicht verlangen, daß man zugleich einen Engel lieben und einen Teufel expediren soll. Solche Vielseitigkeit suche nicht bei Verliebten.


SUN
Building
NASSAU ST.
FRANKFORT ST.
ST.
FRANKFORT ST.
24
22
E. STEIGER
FRANKFORT
HOUSE
WILLIAM
NORTH WIL
French's
HOTEL
CHATHAM ST.
CITY HALL
PARK.
N.Y. STAATSZEITUNG



Die Feder ist mächtiger, als das Schwert.

